Graf d'Anethan d'Entragues.

Graf d'Anethan d'Entragues.

Historischer Roman

von

George Hesekiel.

Dritter Band.

Dritte Auflage.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1861.

Erstes Capitel.

Die Prophezeiung von Mainz.

Die uralte, deutsche Stadt am Rheine, wo sich des Domes tausendjähriger Bau wölbt über dem Grabe Fastrada's, der ersten Gemahlin Kaiser Karl's des Großen, wo hundert Erzbischöfe schlafen, Erzkanzler und Kurfürsten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, wo die Stiftskirche von Sanct Stephan ihren schlanken Thurm ernst aufsteigen läßt in deutsche Luft, Mainz, das alte, deutsche Mainz, hei! wie war das zu Ehren gekommen, seitdem das Kaiser-Meteor in funkelndem Glanze aufgegangen am Himmel Frankreichs und seine Strahlen über ganz Europa schoß!

Die Reichsstadt hatte abgethan all' den deutschen Plunder verblichener Herrlichkeit, sie hatte sich plötzlich erinnert, daß der Cäsarensohn Drusus sie einst begründet, und mit Jubel und Jauchzen empfing „la bonne ville de Mayence," nunmehr chef-lieu der 24. Militair-Division, den neuen Cäsar. Der neue Cäsar aber mußte sich die Ohren zuhalten mit beiden Händen, so furchtbar schrieen die treuen Mainzer ihr „Vive l'empereur!" Augenzeugen berichten's.

Dafür liebte der Kaiser Napoleon denn auch „la bonne ville de Mayence“ gar zärtlich, er ließ die versumpften Wallgräben reinigen, er nahm den Mainzer Schiffern das Stapelrecht nicht, wie doch erst seine Absicht gewesen, und machte das Gouvernementshaus zu einem Palais Impérial. Mainz schwamm in Entzücken; aber der chef-lieu der vierundzwanzigsten Militair-Division sollte bald noch größere Beweise der Zuneigung des neuen Cäsar erhalten. Als der gewaltige Schlachten-Kaiser auszog zum Kriege gegen Preußen, da vertraute er, von der Besatzung abgesehen, seine Familie den treuen Mainzern an.

In der neukaiserlichen Pfalz zu Mainz residirte, während der siegreiche Napoleon seine Decrete aus Berlin datirte, die Kaiserin Josephine mit ihrem Hof, der so reich geworden an alten, edlen Namen, und wenige Schritte von der Kaiserlichen Mutter, in einem Hause an der Rheinbrücke, wohnte Hortense von Beauharnais, die neue Königin von Holland, mit ihren beiden kleinen Söhnen; den Rhein herab kam Stephanie Tascher de la Pagerie, die neue Großherzogin von Baden, Josephinen's Nichte, eine Kaiserliche Adoptivtochter, und über den Rhein kamen die Herrschaften von Darmstadt und Weilburg, und von Frankfurt kam der Fürst Primas des Rheinbundes, ein neuer napoleonischer Großherzog, wenn auch ein alter deutscher Freiherr und Erbritter des deutschen Reichs, ein Dalberg aus dem Geschlecht der Kämmerer von Worms.

Das war ein Leben damals in Mainz! Deutsche und brabantische Ehrengarden zu Fuß und zu Roß überboten einander in der Pracht ihrer Uniformen und in der Dienstbeflissenheit; es wimmelte von Großwürdenträgern und

Ehrendamen, Kammerherren und maîtres d'hôtel — Kaiserlich-Königlich Alles und Alles funkelnagelneu.

Oh! Mainz hat seine großen Tage auch in der neuen Zeit gehabt!

Die Kaiserin war in Mainz eingezogen, aber die Freude war nicht mit ihr, die Feste, die ihr gegeben wurden, zerstreuten sie wohl auf Stunden, aber die sprudelnde Lust des creolischen Blutes am Vergnügen war erloschen in der Kaiserfrau, trübe Ahnungen und bange Befürchtungen waren mehr und mehr wach geworden in dem sonst so lebensfrohen Herzen. Bangte Josephine für Napoleons Leben? Gewiß auch, denn die Kugeln lenkt eine Hand, über die selbst Decrete mit dem N. darunter keine Macht haben, und an Napoleons Leben hing für sie die Zukunft; es waren aber noch andere Sorgen, noch andere Ahnungen, die sie quälten.

Da war ein bitterkalter Januarvormittag mit blassem, zudringlichem Licht, das nirgend wärmte und förmlich tückisch die frierenden Menschen umfloß. Josephine saß in voller Toilette in ihrem Cabinet am Camin und trank aus einer goldenen Tasse Ananas-Punsch; es war noch immer eine anmuthige Frau, das reizende Mienenspiel ihres belebten Gesichtes und ihre stets ausgesuchte Toilette verbargen die sich mehrenden Anzeichen des nahenden Verfalls. Ja, sie war anmuthiger noch als ihre Tochter, die Königin Hortense von Holland, die sich als Frau in etwas zu starker Fülle entwickelt hatte, deren Züge nicht die Zartheit ihrer Mutter hatten und nach dem Verschwinden der ersten Jugendblüthe etwas zu kräftig, fast männlich erschienen. Die neue Königin von Holland hatte wirklich etwas niederlän-

disch Massives, was um so mehr mit ihrer ächt französischen Lebhaftigkeit, die weit von allem holländischen Phlegma entfernt war, contrastirte.

Die Königin von Holland unterhielt sich mit Herrn von Rémusat, dem ersten Kammerherrn, und Josephine sprach zerstreut und sichtlich abgespannt mit Madame Dibelius, einer guten Frau aus Mainz, die sie sehr gern um sich hatte. Madame Dibelius mußte jeden Vormittag in's Palais kommen, von ihr erfuhr die Kaiserin die kleinen Vorfälle und Stadtneuigkeiten, durch sie spendete Josephine einen Theil der Almosen, die sie verschwenderisch auszutheilen gewohnt war; Josephine hatte immer ein großmüthiges und theilnehmendes Herz.

Madame Dibelius war bemüht, einen Perlenbesatz auf einem Leibchen von blauem Sammet zu befestigen.

„Machen Sie die Aermel etwas enger, meine liebe Madame Dibelius," sagte die Kaiserin traurig, sie sind mir zu weit geworden, ja, ja, der Krieg macht die Aermel weit."

Der Secretair überreichte ein Paquet, das ein Courier des Fürsten Primas gebracht; sonst kam alle drei oder vier Tage ein Courier mit einem Brief vom Kaiser, Berthier hatte ihn geschrieben, der Kaiser gewöhnlich einige Zeilen darunter gesetzt; es war heute der achte Tag, daß man keine Nachricht in Mainz hatte, und Napoleon stand gegen die Preußen und Russen im Felde in der furchtbaren Winterkampagne von 1807. Das Paquet hatte der Kaiser noch von Berlin aus geschickt, es konnte keine neuen Nachrichten enthalten, doch ließ es Josephine sofort durch den Secretair öffnen.

Dieser folgte dem Befehl, es kam ein mit Blut bespritztes Stück blaues Tuch zum Vorschein, auf welchem ein großer Stern befestigt war.

„Das ist ein Stück von dem Rock des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, der bei Saalfeld fiel," sagte der Secretair, „des Kaisers Majestät will, daß das aufbewahrt werde, er schätzte den muthigen Helden!"

Da begann Madame Dibelius zu weinen und eilte, ihre Thränen in einem Nebenzimmer zu verbergen; die arme Frau schluchzte laut.

Die Kaiserin sah der weinenden Frau traurig nach, ließ die blutigen Reliquien des preußischen Helden fortbringen und befahl, Madame Dibelius wieder herein zu rufen, um sie selbst in ihrer milden Weise zu trösten.

„Sie haben den Prinzen persönlich gekannt, meine Liebe?" fragte Josephine weich.

„Ach ja, Ew. Majestät," entgegnete Madame Dibelius noch immer mit nassen Augen, „als Mainz im Jahre 1793 capitulirte, fingen einzelne preußische Truppen an zu plündern, nachdem die Franzosen abgezogen waren. Das war gegen die Capitulation. Ich stand in meinem Hause am Fenster und weinte, denn man hatte mir eben gemeldet, daß die kostbare Naturaliensammlung meines Vaters zerstört worden sei. In meinem Hause waren alle Fenster zerschmettert während der Belagerung, und gegenüber im von Wamboldt'schen Hof auch, da rief mir ein preußischer Offizier, der dort am Fenster stand, zu: „Warum weinen Sie?" Da ich nicht Antwort gab, setzte er drohend hinzu: „Sie weinen wohl, weil Ihre lieben Franzosen fort und die Preußen hier sind?" Ich wußte nicht, daß ich mit

dem Prinzen sprach, aber ich antwortete: „Ich weine nicht, daß die Franzosen fort sind, aber ich weine, weil die Preußen ihr Wort brechen, weil sie plündern!“ Kaum hatte ich das Wort heraus, so schrie der Offizier in hellem Zorn: „Sie wissen nicht, was Sie sagen, die Preußen plündern nicht!“ Ich zeigte die Straße hinunter, er bog sich weit aus dem Fenster und sah, daß ich recht hatte. Sofort verschwand er vom Fenster, einen Augenblick später sah ich ihn hervorsprengen aus dem Thor, hoch zu Roß saß er, wie ein zürnender Gott anzusehen, er jagte davon, Offiziere folgten ihm, die Trommeln wirbelten und einige Minuten später war die Ordnung hergestellt und der Pöbel, der alle französisch Gesinnte todtschlagen wollte, im Zaum gehalten. Oh! wie haben wir da den jungen, gerechten Fürsten gesegnet! Seitdem grüßte mich der Prinz jeden Morgen vom Fenster aus und redete mich jedes Mal an, wenn er mir auf dem Wall, oder in der Stadt begegnete.“

„Ihr Gefühl macht Ihrem Herzen Ehre!“ sprach Josephine freundlich.

„Der Prinz war ein schöner Mann?“ fragte die Königin von Holland.

„Er hatte zwei mächtige Augen, man sah nichts als diese Augen, wenn man mit ihm sprach!“

„Die Königin von Preußen muß wohl eine sehr schöne Dame sein“ — sagte die Kaiserin sinnend — „haben Sie nichts von ihr gehört?“

„Ich habe zwei Mal die Ehre gehabt, mit Ihrer Majestät der Königin von Preußen zu sprechen,“ entgegnete Madame Dibelius rasch, „oh, sie war schön, aber man

bemerkte das gar nicht, so liebenswürdig, so freundlich, so anmuthvoll war sie!"

„Unglückliche Frau!" murmelte die Königin von Holland.

„Ja wohl, unglücklich," seufzte Josephine, „sie muß Schweres leiden."

Da ließ sie sich ein Kästchen von sehr stark duftendem Holz reichen, das auf dem Deckel mit Gold und silbernen Lilien darin ausgelegt war, öffnete es und ließ Madame Dibelius hineinblicken; es waren darin lauter sehr kostbare und schöne Spitzen von Alençon, aber die Muster und Façons waren ganz altmodisch.

„Ich trage sie nie," sagte die Kaiserin ernst, „aber ich halte sie heilig, sie sind ein Andenken an die unglücklichste Königin; Marie Antoinette von Frankreich hat sie getragen."

Als sie das Spitzenkästchen zurückgab, fiel ihr eine Schachtel in die Augen, die auf einer Console stand; sie ließ sich dieselbe reichen, öffnete sie und tauchte ihre schmalen Finger hinein; die Schachtel war bis an den Rand mit kleineren und größeren Carneolen gefüllt, die alle in Herzform geschliffen waren, mehr als tausend Stück.

Diese Carneolen kommen vom Hundsrück und werden in der Nähe von Mainz geschliffen; Josephine hatte einem armen Händler seinen ganzen Vorrath über den Preis abgekauft.

„Was machen wir wohl damit?" fragte die Kaiserin halb lächelnd.

„Ah, das ist artig!" rief die Königin von Holland lebhaft, „wir machen Colliers daraus."

In dem Augenblick tönte rascher Hufschlag von unten herauf, Madame Dibelius wendete sich nach dem Fenster

und rief: „Ein Courier, Ew. Majestät, ein Courier, der ein weißes Tuch wehen läßt!“

Die Kaiserin blieb wie versteinert sitzen; die Königin von Holland aber, ihrer natürlichen Lebhaftigkeit nachgebend, sprang auf, faßte Madame Dibelius bei der Hand und zog sie mit sich fort, hinaus, die Treppe hinunter. Auf der Hälfte der Treppe kam ihr der Courier entgegen; die Königin umarmte ihn, obwohl er mit Schmutz bedeckt war, sie nahm ihm die Depesche ab und rief: „Bitten Sie sich eine Gnade aus!“ Dann flog sie leicht wie ein Vogel zu ihrer Mutter zurück, die vor Aufregung heftig zitterte.

Herr von Rémusat erbrach den Brief und las ihn vor, der Anfang war wie gewöhnlich von Berthier, der Schluß vom Kaiser selbst, Napoleon befand sich wohl und hatte gesiegt. Die Kaiserin ließ, plötzlich in die heiterste Stimmung übergehend, sofort einen Ball ansagen. Ohne Tanz konnte sie sich nun einmal keine Freude denken, darin war sie eine ächte Kreolin geblieben, auch auf dem Throne.

Der Tag draußen war immer noch so grau, im Palais drinnen aber leuchtete die Sonne der Freude!

„Maman!“ rief die Königin von Holland, sich der Schachtel mit Carneolen bemächtigend, „wir machen Colliers aus diesen Herzen, je zwanzig Herzen bilden ein Collier, und zum Andenken sollen sie colliers au vainqueur (aux vingt coeurs) heißen!“

Josephine umarmte ihre Tochter und sagte: „Diese Colliers sollen allgemeine Mode werden in Frankreich.“

„Und in Holland!“ rief Hortense enthusiastisch.

„Ueberall, so weit dem Kaiser die Herzen gehören!“ bemerkte Herr von Résumat emphatisch.

Madame Josephine ließ sofort eine Summe Geldes an die Armen austheilen und gewährte mehrere Gnadengesuche, die eingelaufen waren.

„Bitten Sie sich doch auch Mal eine Gnade aus, liebe Dibelius," mahnte die Königin von Holland lächelnd, „Sie sehen doch, daß die Kaiserin im Zuge ist, Sie haben noch nie um etwas gebeten, und heute schlägt Ihnen meine Maman nichts ab!"

Die Kaiserin nickte freundlich.

Die gute Frau wurde roth, dann sagte sie leise und schüchtern: „Heute Morgen sah ich vierhundert gefangene Preußen einführen, sie hatten fast Alle keine Schuhe, ein trauriger Anblick!"

„Sie sind ein edles Herz," rief Josephine, „das muß geheim bleiben, hören Sie, Rémusat. Madame Dibelius, Sie sorgen dafür, daß die unglücklichen Soldaten mit Schuhwerk versehen werden, und bringen Sie mir selbst die Rechnung!"

„Es geht nichts über die Freigebigkeit und Großmuth Ew. Majestät," belobte Herr von Rémusat, „Ew. Majestät werden darin von keinem Sterblichen übertroffen!"

„Oh doch," entgegnete Josephine lachend, „von gar Manchem; da ist hier zum Beispiel ein alter Pfarrer, der verschenkt Alles, was er hat und bekommt, an die Armen und wie viel behalte ich für mich?"

„Ah, ja den Pfarrer an der Peterskirche meinen Ew. Majestät," rief Madame Dibelius lebhaft, „das ist ein sehr braver Mann, der verschenkt Alles an die Armen, Ew. Majestät sollten ihn einmal predigen hören. Ich war in der Kirche am letzten St. Barbaratage (4. December),

die ganze Kirche war voll Artilleristen, denn die heilige Barbara ist die Schutzpatronin der Artilleristen, die ganze Generalität war im Chor. Der alte Pfarrer predigte über die Subordination, mahnte zur Tapferkeit und zu gutem Betragen, kurz, predigte so recht für Soldaten. Er schloß seine Predigt aber mit folgenden Wort: „Und habt Ihr Euch aber so gehalten in alle Wege, und sterbt in Eurem Berufe, so ist Euch der Himmel offen, denn wenn Ihr vor das Himmelsthor kommt und St. Peter selbst Euch anruft: Qui vivent? und Ihr antwortet: Canonniers français! dann könnt Ihr versichert sein, daß der Apostelfürst gar freundlich sagen wird: Entrez, mes amis!"

„Das muß der Kaiser wissen, das ist trefflich!" rief die Königin von Holland.

„Ja, das muß der Kaiser wissen," wiederholte Josephine. „Werda? Französische Kanoniere! Oh, das ist zu hübsch! Herr von Rémusat, der Pfarrer von St. Peter erhält heute noch, hören Sie, tausend Francs für seine Armen, und soll uns statt des Bischofs nächsten Sonntag hier die Messe lesen!"

Die Königin von Holland entfernte sich, um Toilette zur Tafel zu machen, die Kaiserin entließ Madame Dibelius in heiterster Stimmung.

Josephine sagte die Wahrheit, wenn sie ihrer Tochter Hortense heimlich klagend versicherte, sie habe seit der Ermordung des Herzogs von Enghien keine ungetrübte Stunde an der Seite des Kaisers Napoleon verlebt, und fern von ihm, um ihn sorgend, um ihn bangend, für ihn fürchtend, jeden Augenblick die Nachricht seines Todes erwartend, dulde sie Martern, von denen sie früher keine Ahnung

gehabt. Bei solchen Klagen sah Hortense ihre Mutter mit jenem mitleidig-freundlichen Blick an, den der stärkere Geist immer für den schwächern hat, und versetzte leicht: „Das sind die Lasten der Krone, Maman, wir müssen uns daran gewöhnen. Der König, mein Gemahl," — setzte sie dann hinzu, halb spöttisch, halb verdrießlich, „giebt mir wenig Anlaß, für ihn zu zittern!" Die arme Josephine fühlte dann recht gut, daß nur ein geringer Rest der alten Liebe für sie in dem ehrgeizigen Herzen ihrer Tochter war, sie wurde sich aber nicht klar darüber, daß ihre Unruhe, ihre Unseligkeit und Angst, ihr Gram und Kummer trotz aller der irdischen Herrlichkeit, von der sie umgeben war, ihren Grund in dem fatalen Umstande hatten, daß sie ihre und ihrer Kinder Glückseligkeit von einem Manne abhängig gemacht hatte, den sie nicht nur nicht liebte, sondern mit stets wachsender Furcht, ja, den sie mit einer Art von Grauen betrachtete. Josephine, so oberflächlich sie erzogen, und so leichtsinnig sie gelebt, fühlte das Bedürfniß einer festern Stütze, als ihr das schwindelnde Glück des gewaltigen Emporkömmlings bot, sie mißtraute diesem Glück, aber es kam ihr kaum der Gedanke, die Hülfe, die Stütze, den Trost, kurz alles das, was ihr fehlte, da zu suchen, wo sie es allein finden konnte, — in der Kirche. Die revolutionaire Entartung vor dem Blutsturm der Revolution, die ekelhafte Orgie nach demselben hatten die arme Josephine und viele Tausende mit ihr der Kirche so entfremdet, daß sie gar nicht der großen Gnadenmittel gedachte, die ihr so nahe lagen. Das trostbedürftige Gemüth der unglücklichen Frau mit dem Kaiserdiadem im Haar ging achtlos an den offenen Pforten des Glaubens

vorüber und zog mit bebender Hand an den dunkeln Schleiern, welche den Eingang zu dem Labyrinth umhüllen, in welchem der Aberglauben wohnt.

Josephine war an jenem Tage heiter aufgestanden von ihrer Toilette, aber sie kam nicht heiter zur Tafel, denn als sie ihr Cabinet verließ, flüsterte ihr Madame Fourneau, ihre erste Kammerfrau, zu: „Madame Lenormand ist aus Paris angekommen und erwartet Ew. Majestät Befehle!“

Zitternd stand die Kaiserin-Königin und mit bebenden Lippen entgegnete sie: „Heute Abend ist Ball wegen des Sieges, morgen, nein, warten Sie, ich werde den Ball kurz nach Mitternacht verlassen; in Ihrem Zimmer, meine liebe Fourneau, treffe ich die Dame!“

Josephine hatte ihre Rolle gut genug inne, sie wußte heiter zu scheinen, auch wenn sie es nicht war, sie tanzte und war leutselig auf dem Balle, sie war sogar witzig einige Male, und doch dachte sie nur an diese Madame Lenormand, die aus Paris gekommen war auf ihren Befehl, und mit fieberhafter Spannung erwartete sie den Moment, in welchem es möglich war, sich von dem Ball zurückzuziehen, ohne Anstoß zu geben und ohne Aufsehen zu erregen; die Kaiserin wußte, daß der große Sohn der Revolution, der sich ja einst Brutus Bonaparte nannte und auf seinen Bürgertitel stolz war, daß er jeden Verstoß gegen die Etikette auf's Unerbittlichste rügen würde; zwar war er mehr als hundert Meilen von ihr entfernt, aber es blieb ihm ja in dieser Beziehung nichts verborgen und Josephine zitterte vor ihm.

Die Königin von Holland deckte den frühen Rückzug

der Kaiserin; der Tochter war die fieberhafte Aufregung ihrer Mutter nicht entgangen, sie schrieb sie leiblichem Unwohlsein zu und bat sie selbst, sich zurückzuziehen. Das war der Kaiserin lieb, denn ihr Gemahl tadelte selten, was Hortense gutgeheißen.

In größter Hast entledigte sich Josephine des kaiserlichen Schmuckes und ließ sich dann, in einen dunkeln Mantel gehüllt, nach dem Zimmer ihrer Dienerin führen, wo ihrer die Frau wartete, die sie in ihrem Aberglauben für fähig hielt, in die Zukunft zu blicken, die Zukunft zu verkünden.

Als die Kaiserin in das saubere und helle Gemach der Madame Fourneau trat, dachte sie schwerlich an die düstern Spelunken, vollgestopft von Zaubergeräth und Gerumpel, in welchen, den geheimnißvollen schwarzen Kater zur Seite, die Sybillen vergangener Zeiten den Abergläubischen Audienz zu geben pflegten. Sie war vielleicht selbst vor der Revolution noch zu der geheimnißvollen Alten in der Straße Tirechap zur Nachtzeit und maskirt gefahren, wie's damals Mode war in Paris, denn Josephine glaubte an die Gabe der Prophezeiung, an übernatürliches Wissen und all solche Dinge, seit ihr jene alte Mulattin auf Martinique geweissagt, daß sie einst eine Krone tragen werde. Und seit sich diese Prophezeiung erfüllt, seit sie wirklich eine Krone trug auf ihrem Haupte, glaubte sie um so fester. Obgleich nun Josephine nicht an die Zauberspelunken von ehedem gedacht, obgleich sie nicht gefürchtet, in Madame Lenormand ein altes Gespenst wie die Lavoisenon zu finden, so war sie doch überrascht, in dem hellen, traulichen Gemach eine sehr hübsche und nach der neuesten

Pariser Mode sehr elegant gekleidete junge Frau zu finden, die ihr Spitzenhäubchen wie eine kecke Herausforderung auf dem schönen braunen Haar trug und nur in ihren großen dunkeln Augen vielleicht etwas zeigte, was an mehr als Gewöhnliches erinnern konnte. Diese Augen hatten immer einen ernsten, beinahe traurigen Ausdruck; wenn der Mund, wenn das ganze frische Gesichtchen lächelte, die Augen lächelten nicht mit, sie blickten ernst. Das Lächeln der Madame Lenormand war sehr lieblich und sehr reizend, aber man mußte ihr nicht dabei in die Augen sehen. Sie trug die Augen einer Schwärmerin in dem offenen leichtsinnigen Gesichte einer Pariser Grisette.

Josephine, erschöpft von den Aufregungen des Tages und von der Erwartung, setzte sich nieder und blickte mit einer Art von Enttäuschung auf die junge Dame; selbst in der alternden Frau war die Creolenphantasie noch zu mächtig, als daß sie an eine solche Wahrsagerin sofort hätte glauben können.

„Eure Kaiserliche Majestät setzen Mißtrauen in meine Begabung," begann Madame Lenormand mit lieblichem Lächeln, und ihre Stimme klang frisch und rein, „Ew. Majestät haben eine alte Sybille erwartet und finden eine Pariser Bürgerfrau —"

„Jedenfalls" entgegnete Josephine unterbrechend, „habe ich bei dieser Enttäuschung gewonnen!"

Sie schlug die Augen nieder vor dem Blick der Lenormand.

„Vielleicht!" sagte diese ernst.

Der Nachtwind warf die schweren Regentropfen rasselnd gegen die Fensterscheiben. Der Frost hatte plötzlich nach-

gelassen, es stürmte heftig aus Südwesten und der Regen fiel in großen Tropfen.

Die Kaiserin wickelte ihre Arme fester in den leichten Pelzmantel und fragte: „Kann Madame Fourneau bei uns bleiben?“

„Ew. Majestät haben ganz allein darüber zu bestimmen,“ antwortete Madame Lenormand sicher und ruhig, „ich weiß nicht, wie weit Ew. Majestät diese Dame zur Mitwisserin des Geheimnisses Ihrer Zukunft machen wollen.“

„So bleiben Sie bei uns, liebe Fourneau!“ befahl die Kaiserin.

„Sie würden lieber gehen, Madame,“ sagte die Lenormand, die erste Kammerfrau anblickend, „aber fürchten Sie Nichts, hier handelt es sich nicht um Zauberei und Geister-Erscheinungen, ich vermag weder Geister zu citiren, noch Geister zu bannen, ich bin keine Zauberin, ich habe nur die Gabe, aus den Combinationen von Zahlen, Worten und Bildern die Zukunft einzelner Menschen zu lesen, oder, wenn ich die ganze Wahrheit sagen soll, Einzelnheiten aus der Zukunft heraus zu buchstabiren.“

Der Kaiserin imponirte das ruhige, feste und bescheidene Wesen der Wahrsagerin mehr, als sie selbst wußte, aber ihre Aufregung stieg mit Ihrer Neugierde, und hastig fast befahl sie: „Wir könnten wohl beginnen?“

„Zu Befehl!“ entgegnete die Lenormand, sich verbeugend, dann trug sie ein kleines Tischchen herbei, welches unter dem Spiegel stand, stellte es vor den Stuhl der Kaiserin und besetzte es auf jeder Seite mit einem Armleuchter, so daß die Platte hell beleuchtet war.

„Das ist mein Zauber-Apparat,“ sagte sie dann mit lächelnder Lippe und ernstem Blick und nahm aus ihrem Busen ein Beutelchen von blaßgelbem Sammet, das mit einem goldenen Schloß versehen war. Dieser Beutel enthielt ein sogenanntes Hundertkartenspiel, das sie aufgedeckt auf den Tisch ausbreitete. Die Kartenblätter waren sehr klein, aber außerordentlich sauber und elegant gemalt. Die Lenormand sonderte die zwei und fünfzig Blätter des gewöhnlichen Kartenspiels auf einen Haufen, die acht und vierzig anderen Blätter, die mit Blumen, Sternen, Werkzeugen, Figuren und ähnlichen Dingen, aber nicht mit Menschen oder Thieren bemalt waren, auf einen anderen Haufen.

„Nehmen Ew. Majestät eine Karte, die Ihn bedeuten soll!“ sagte die Lenormand; ihr Gesicht lächelte freundlich ermuthigend.

Josephine wählte mit zitternder Hand.

„Legen Sie die Karte offen hin, ich bitte!“

Josephine legte die Karte offen auf, sie zeigte einen hell flammenden goldenen Stern auf dunkelem Grunde.

„Ich wähle die Karte,“ sagte die Lenormand, „welche Sie bedeuten soll!“

Sie faßte in das Häuflein mit fester Hand und warf die Karte auf, die Karte zeigte eine silberne Leiter mit fünfzehn Sprossen, die auf einem grünen Hügel lag. Die Kaiserin blickte verwundert, die Wahrsagerin aber nahm die beiden Häuflein zusammen und mischte sie durcheinander. Nur die schwarze Karte mit dem flammenden Stern blieb auf der Tischplatte liegen. Als die Kaiserin auf das

Geheiß der Lenormand abgehoben hatte, sagte diese: „Sein Name hat neun Buchstaben!“

„Acht, nur acht!“ verbesserte Josephine.

„Entschuldigung,“ entgegnete die Lenormand ruhig, „er ist kein Franzose, sondern ein Italiener, sein wahrer Name hat neun Buchstaben!“

Die Kaiserin schwieg. Die Wahrsagerin aber zählte von eins bis neun und legte neun Karten offen um den flammenden Stern, man sah da ein Schwert, eine Krone, die silberne Leiter, die Carreaudame, den Piquebuben, das Pique-As, Coeur-Zehn, Coeur-Acht und Coeur-Zwei.

„Oh, wie schön und klar!“ rief die Lenormand immer lächelnd, „die Krone ist Sein, weil Er Schwert und Leiter hat, auch die Carreau-Dame zur Rechten hilft ihm, der Pique-Bube droht mächtig, mächtiger noch das Pique-As, aber Er hat Herzen für sich, zehn, achtzehn, zwanzig, vingt coeurs — il est vainqueur.“

Zum zweiten Male trat der Kaiserin heute das Wortspiel von vainqueur Sieger und vingt coeurs entgegen, sie war betroffen, aber es regte sich ein leises Mißtrauen in ihr, und forschend blickte sie in dies ruhig lächelnde Angesicht der Wahrsagerin, welche die Karten zusammennahm und sie auf's Neue mischte. Nur das Blatt mit der Leiter blieb auf dem Tische liegen.

„Ihr Namen,“ sagte sie, „hat neun Buchstaben, wie der Seinige.“ Sie blätterte langsam die neun Karten auf, aber das Lächeln verschwand aus ihren Zügen. Hätte Josephine nicht zu eifrig auf die Karten geachtet, sie würde die Veränderung im Gesicht der Wahrsagerin bemerkt haben.

Die siebente Karte erst war das Blatt mit dem flammenden Stern. Rechts daneben die Carreaudame, links daneben Peque-Sieben, die andern Blätter zeigten eine Kanone, eine andere Krone wie die vorher, Trefle-Zwei, Coeur-Drei, Coeur-Sieben und Coeur-Zehn.

„Neun Blätter," begann die Wahrsagerin, „eine neue Krone durch de Kanone, es ist wunderbar, nur die unbedeutende Trefle-Zwei ist ihm noch entgegen, denn die Pique-Sieben ist nicht Ihm feindlich, sondern Ihr, aber auch sie hat nichts zu bedeuten, denn die Carreaudame ist ihm zur Rechten, und er hat wieder zwanzig Herzen, er hat immer die Herzen, der Sieger!"

Josephine folgte den Karten und den Erklärungen der Wahrsagerin mit so großer Aufregung, daß sie die Unruhe gar nicht bemerkte, in welcher diese sich befand. Die beiden Blätter mit dem flammenden Stern und der silbernen Leiter lagen auf dem Tisch.

„Die Namen Beider zusammen haben achtzehn Buchstaben," begann die Lenormand sich zusammennehmend. Sie blätterte langsam die Karten auf, das erste Blatt war die Carreaudame, „oh!" seufzte die Wahrsagerin, „Sie hat eine treue Freundin!"

Josephine nickte, sie dachte an ihre Tochter Hortense; die Wahrsagerin musterte mit zufriedenem Blick den Kranz; die achtzehnte Karte erst war die gefürchtete Pique-Sieben. — „Ihr Feind," murmelte die Lenormand, „hat einen großen Kopf, aber kurze Füße!"

„Herr von Talleyrand!" stieß Josephine zischend zwischen den zusammengebissenen Zähnen heraus; die Gluth

der Creolin funkelte in dem Auge und trat brennend auf die Wange der Kaiserin.

Die Bezeichnung „großer Kopf und kurze Füße" war eine unverkennbare Schilderung Talleyrand's in zwei Worten.

Unter den Karten befanden sich allerlei Rüstungen und Waffen, mehrere kleine Trefle-Zahlen, das Pique-As, Coeur-As und Coeur-Neun. „Die kleinen Feinde mehren sich wohl," erklärte die Wahrsagerin, „aber die großen Coeurs bleiben ihm treu, er hat wieder zwanzig Herzen, il est toujours vainqueur!"

Die Wahrsagerin preßte die Lippen zusammen, als sie das sagte, sie log, sie wußte, daß sie log, sie that es zum ersten Male, seit sie dieses Gewerbe trieb, sie hätte sagen müssen, daß ihr die Verwandelung der Zehn in eine Neun einen Abfall verrathe, daß ferner das As nur die fehlende Zahl der Herzen bedeute, sie aber nicht ersetze, daß der Schein an die Stelle der Wirklichkeit getreten sei. Hastiger als vorher nahm sie die Karten zusammen, mischte mit zitternden Händen und sagte leise: „Neun ist die Zahl, wir werden sehen, wie nahe sie ihm bleibt!"

Das Blatt mit dem flammenden Stern lag allein auf dem Tisch, Josephine zitterte in eben so großer Aufregung, wie die Wahrsagerin. Die Lenormand blätterte auf und legte neue Karten um den Stern. Die erste war die Pique-Sieben. Josephine wurde blaß, doch lagen Coeur-As und Coeur-Neun wieder da.

„Das ist seine alte Garde!" sagte die Kaiserin leise.

„Die Zahl ist achtzehn!" sprach die Wahrsagerin und legte um den ersten Kreis einen zweiten; Trefle-As und Trefle-Dame waren drin, das achtzehnte Blatt die Carreau-Dame.

„Arme Hortense! wie weit schon entfernt!" sagte Josephine vor sich hin schmerzlich bewegt.

„Pique sind falsche Freunde, Trefle offne Feinde, Coeur wahre Freunde, Carreau ist neutral, doch sind Dame und Sieben freundlich," erklärte die Lenormand — „die Zahl ist sechsunddreißig!"

Sie legte um die beiden innern einen dritten Kreis.

Der armen Josephine schienen die Karten außerordentlich günstig zu fallen, sie sah den finstern Trotz nicht, mit welchem die Wahrsagerin jedes Blatt hinlegte. Die sechsund dreißig Blätter waren aufgezählt. Die Lenormand warf das siebenunddreißigste Blatt mitten in die Kreise neben der Karte mit dem flammenden Stern, dann stöhnte sie auf und sank wie ohnmächtig in die Arme der Kammerfrau, die hastig hervortrat.

Die Kaiserin stand erschrocken auf, todesbleich war ihr Gesicht.

„Was ist das?" fragte sie mit bebenden Lippen.

Die Wahrsagerin fuhr zusammen beim Klange ihrer Stimme, raffte sich zusammen, blickte wieder auf den Tisch und rief außer sich: „Es ist nicht möglich! nein! es ist nicht möglich!"

„Was ist nicht möglich? Madame, reden Sie, ich befehle es!" sagte Josephine ernst und würdevoll.

„Ich kann nicht, Majestät!" stammelte die Lenormand.

„Erholen Sie sich einen Augenblick, dann werden Sie es können!" sprach die Kaiserin bestimmt.

Die siebenunddreißigste Karte vom dritten Kreise, die neben dem Blatt mit dem flammenden Stern lag, zeigte das Bild einer schönen jungen Dame mit dem Kaiserlichen

Mantel und der Kaiserlichen Krone. Mit zitterndem Finger wies die Lenormand darauf hin und sagte zögernd und stockend, während Angst und Grauen den Schweiß von ihrer Stirn perlen ließen: „Da, eine solche Karte war gar nicht in meinem Spiel, es war kein Bild eines Menschen oder nur eines Thieres darin. Wo kommt das Blatt her? ich habe es nie gesehen, ich kenne es nicht, haben Sie Erbarmen mit mir! es ist hier eine Macht im Spiel, vor der ich zittere!“

Josephine erkannte bald, daß in der Todesangst der armen Frau nichts Erheucheltes war; ihr abergläubisches Herz bebte in mächtigen Schauern, sie wagte nicht, die Karte anzufassen. Endlich fragte sie leise: „Und was bedeutet das?“

„Der Kaiser,“ rief die Lenormand, in ihrer Aufregung jede Zurückhaltung vergessend, „bedarf Ihrer nicht mehr, nach drei Kreisen, nach drei Jahren ist eine Andere an seiner Seite, ihm zum Verderben nach einer höhern Fügung; die Karten reichen nicht zu einem vierten Kreise, Sie, Madame, sind außerhalb seines Kreises und er geht zu Grunde ohne Sie.“

Die Kaiserin hielt sich mit Mühe aufrecht in ihrer Stuhllehne, dennoch traf sie das, was sie vernahm, nicht in so gewaltiger Weise, wie man hätte glauben sollen; sie hörte ja nichts, als was ihr die trüben Ahnungen ihrer Seele schon lange vorher gesagt. Die Lenormand nahm jetzt das Häuflein der noch übrigen Karten und warf sie einzeln auf. „Ja, so ist es,“ murmelte sie, „Er geht zu Grunde, ach! der Carreaubube, da, der Carreaubube, er hat die Krone, der Carreaubube hat Seine Krone!“

„Gute Hortense!“ flüsterte die Kaiserin für sich, „also wird doch mein Enkel Kaiser sein!“

In demselben Maße, in welchem Josephine ruhiger wurde, wurde die Wahrsagerin aufgeregter und unruhiger. Sie hatte alle ihre Blätter zusammengenommen, die hundert Karten waren vollständig, das Blatt mit dem Portrait der kaiserlich geschmückten jungen Dame lag allein auf dem Tisch.

„Das sind meine Karten,“ rief die Lenormand außer sich, „an der habe ich keinen Theil, verzeihen mir Ew. Majestät, ich habe mir keinen Vorwurf zu machen.“

„Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, gute Frau,“ entgegnete Josephine milde und nahm das einzelne Blatt auf; sie betrachtete es lange, dann sagte sie: „ich werde es aufheben, einst werde ich erfahren, wessen Züge das sind. Beruhigen Sie sich doch, Sie sehen ja, daß ich ruhig bin!“ —

„Ew. Majestät sind ein Engel!“ antwortete die Lenormand und kniete vor der Kaiserin nieder, die ihr gütig die Hand zum Kuß reichte und sie aufstehen hieß.

Die Wahrsagerin erhob sich gehorsam.

„Welche Stunde haben wir, liebe Fourneau?“

Die Kammerfrau ließ ihre Uhr repetiren.

„Vier Uhr nach Mitternacht, zu Ew. Majestät Befehl!“

„Wir können,“ sagte die gütige Frau, „um diese Stunde und in diesem Wetter diese arme Dame nicht nach Hause schicken, wie sorgen wir für sie?“

„Ew. Majestät sind die Güte selbst,“ sagte die Lenormand, „aber lassen Sie mich immerhin gehen; bis zu

meiner Herberge sind nur wenige Schritte, hier könnte mein Bleiben Aufsehen erregen."

Die Kaiserin schien einen Augenblick zu schwanken und lauschte der Musik des Sturmes draußen, dann sagte sie: „Es sei, Sie haben Recht, liebe Fourneau, lassen Sie mir den alten Laborde, meinen Piqueur, holen."

Die erste Kammerfrau entfernte sich; sie hatte kaum das Gemach verlassen, als Josephine die Hand der immer noch zitternden Wahrsagerin ergriff und ihr einen Demant-Ring an den Finger steckte; dann zog sie die Ueberraschte in ihre Arme, küßte sie auf die Lippen und sagte: „Mit diesem Kuß schließe ich Dir den Mund, Du wirst über das, was hier in dieser Nacht geschehen, nicht sprechen, so lange ich am Leben bin."

„Mein Mund ist geschlossen!" entgegnete die Lenormand kaum hörbar.

„Morgen um Mitternacht sehen wir uns wieder!"

„Ew. Majestät haben zu befehlen über mich!"

Josephine umarmte die Lenormand noch einmal und küßte sie mit einem Feuer, mit einer Inbrunst, die die Wahrsagerin mit einem Entzücken erfüllte, das die Schrecken, die über sie gekommen waren, siegreich aus dem Felde schlug.

„Morgen sehen wir uns wieder, meine Schwester!" sagte die Kaiserin zärtlich.

Die Lenormand sah die Kaiserin staunend an.

„Ja, meine theure Schwester!" wiederholte Josephine, dann legte sie den Finger auf den Mund.

Die erste Kammerfrau trat ein und meldete, daß der

Piqueur Laborde bereit sei, die Dame nach Hause zu führen.

Madame Lenormand knieete vor der Kaiserin und bat um die Gnade, den Saum ihres Gewandes küssen zu dürfen. Josephine aber nahm ihren eigenen Pelzmantel ab, deckte ihn um die bloßen Schultern der Knieenden und sprach milde: „Sie dürfen sich nicht erkälten, Madame; gute Nacht und auf Wiedersehen!"

Die Wahrsagerin ging. Im Vorzimmer fand sie den alten Piqueur, der sie durch eine kleine Nebenthür aus dem Palais führte und sie dann auf einem Umwege zu dem alten Bürgerhause brachte, in welchem sie abgestiegen war.

Es kostete Mühe, den verschlafenen Mainzer Böttcher-Meister aus dem Schlafe zu wecken, und Madame Lenormand mußte ziemlich lange warten, ehe derselbe fluchend die Thür öffnete; sein finsteres Gesicht aber erhellte sich wie durch einen Zauberschlag, als ihm der alte Piqueur in Kaiserlicher Livrée zuraunte:

„Ihre Majestät die Kaiserin läßt Euch befehlen, dieser Dame mit der größten Zuvorkommenheit zu begegnen, für jeden Aufwand, den Ihr macht, wird Euch Ihre Majestät entschädigen, da sind einstweilen zwanzig Napoleons, und die Gnade der Kaiserin wird mit Euch sein, wenn die Dame sich zufrieden mit Euch erklärt!"

Darauf ging der Piqueur, sich mit einer tiefen Verbeugung die weiteren Befehle der Lenormand erbittend.

„Haben Sie die Güte," entgegnete die Dame, „mich morgen Abend, oder vielmehr heute Abend, um elf Uhr abzuholen."

Der Piqueur entfernte sich.

Der Böttcher-Meister aber führte die Lenormand mit großer Ehrerbietung in sein Wohnzimmer und bat sie, einen Augenblick zu harren; indeß kehrte er rasch mit seiner Tochter, einem großen, blühenden, blonden Mädchen von einigen 'zwanzig Jahren, zurück und führte sie mit derselben, welche, wie er sagte, der gnädigen Frau Kammerjungfer sein sollte, in das beste Zimmer seines Hauses.

Madame Lenormand war am Vormittag angekommen und hatte, da in Folge der Anwesenheit des Hofes der Kaiserin alle Gasthöfe besetzt waren, auf Empfehlung eines Pariser Bekannten Quartier bei dem Böttcher genommen; dieser hatte anfänglich gar nicht die Absicht gehabt, sie sehr hoch zu halten, und ihr ein Hinterstübchen bestimmt; die Botschaft der Kaiserin änderte freilich Alles.

Es war ein großes, alterthümlich prächtiges Prunkgemach mit einem mächtigen Himmelbett, in das er jetzt seinen Gast führte. Redselig erzählte er, daß der Fürst von Hatzfeld, der mit dem letzten Churfürsten von Mainz, dem edlen Baron von Erthal verwandt sei, oft hier geschlafen, denn sein Haus sei ein berühmtes Haus, und dieses Gemach namentlich sei das Studierzimmer des berühmten Zauberers Albertus Magnus gewesen, wenn sich derselbe in Mainz aufgehalten.

Madame Lenormand zitterte, als sie von dem Zauberer vernahm, und bat das große blonde deutsche Mädchen, ihrer Furchtsamkeit zu Hülfe zu kommen und ihr

Lager zu theilen für die wenigen noch übrigen Stunden der Nacht.

„Es versteht sich, daß Margarethe sich glücklich schätzen wird!“ sagte der ehrliche Bötticher, wünschte der schmucken Frau vergnüglich grinsend: gute Ruhe, und entfernte sich mit allerlei Gedanken.

Zweites Capitel.

Die Posada im Gebirge.

Ein noch junger Mann lehnte nachlässig am Thürpfosten einer Posada am westlichen Abhang der Pyrenäen — der große braune Tuchmantel war ihm halb von der Schulter geglitten und ließ so den kräftigen Wuchs und die seltsame Kleidung sehen. Der junge Mann trug die offenen Gamaschen der Pyrenäenbewohner, dazu aber einen grünbraunen reichgestickten Uniformfrack mit dem Laienkreuz des Calatrava-Ordens, der ziemlich seltsam gegen seine Fuß- und Beinbekleidung abstach. In der gelbrothen seidenen Schärpe, die knapp um die schmale Hüfte schloß, bemerkte man eine große Pistole nnd ein schweres Messer; der Griff dieser Waffe, so wie der Kolben der Pistole waren reich mit Silber ausgelegt und mit Diamanten besetzt. Ein seidenes Tuch war leicht um den musculösen Hals geschlungen, auf welchem ein kleiner zierlicher Kopf saß mit männlich gebräunten Zügen und hellen blauen Augen, die unablässig scharf spähend herüber und hinüber schweiften, die Umgegend beobachtend. Die stolze Haltung zeigt den Spanier, das blaue Auge aber und die blutrothe

Boyna mit der goldenen Trodbel mitten auf dem großen Teller, der schwer vorn über in die Stirn herabfällt und die Augen schirmartig deckt, verrathen den Basken, in dessen Adern das altchristliche Blut der Westgothen rollt. Ein schwerer Karabiner mit weitgebohrter Mündung, dessen Lauf gegen die Mündung hin bei weitem stärker war als in der Mitte, ein sogenannter Trabucco, lehnte neben dem Hidalgo an der Wand, der den Rauch seiner Papier-Cigarre in leichten blauen Ringeln aus den frischen, rothen Lippen emporwallen ließ, die von einem dichten, schwarzen Schnurrbart fast verdeckt waren.

Die kleine, aber wohlerhaltene Posada lag malerisch genug auf einer Bergplatte etwas über der mittlern Höhe des Gebirgszuges; rückwärts und auf beiden Seiten starrten Felsen empor, klippenartig zerrissen, die schneebedeckten Gipfel in der Sonne leuchtend; weiter herab etwas runder und weniger wild gestaltet mit Nadelholz bewachsene Kuppen, deren Schatten die röthliche, bräunliche und bläuliche Färbung der Felsen scharf hervorhub. Dann folgten grüne Matten, auf denen man einzelne kleine Heerden weiden sah, und noch tiefer saftig schwellende Laubholzungen, endlich ganz unten, wo das Gebirge in den verschiedensten Hügelketten auslief, köstliche Gelände von Reben überklettert, von dem weichen, wogenden Laub der Kastanien überschattet, hier eine Kirche am sprudelnden Bach und dort eine Ruine, ehrwürdig anzuschauen, ein gelbes Kornfeld und eine Meierei mit weißgetünchter Mauer, Baumgruppen und kleine Dörfer halb versteckt darin, ein volles Bild, von spanischer Sonne angeglüht und von der Bergluft der Pyrenäen durchströmt.

Ueber dieses Landschaftsbild hin schweiften die Blicke des Hidalgo's vor der Posada, er hatte es halb vor sich, wo sein Auge weit in's Land hinabsah, halb zur Seite, wo sich das Gebirge scheinbar öffnete und in ein Seitenthal blicken ließ, das rückwärts von himmelhohen Felsen geschlossen war.

Der Tag war heiß, der Himmel bedeckt, aber glühende Sonnenstrahlen hoben von Zeit zu Zeit die schweren Wolken und brannten darunter hervor, so wie sich die schlummerschweren Augenwimpern eines wider Willen Einschlafenden zuweilen heben und den halb bewußtlosen Blick leuchten lassen. Es bebte eine leidenschaftliche, traumähnliche Unruhe durch die ermattete Natur. Hoch oben aus den Bergen donnerte es, fern und langsam. Es klang nicht, wie der Donner sonst, zürnend oder drohend, sondern ernsthaft mahnend, wie die Stimme eines treuen Freundes, oder wie die Stimme des Gewissens, des treuesten Freundes, spricht. Zuweilen fuhr ein Windstoß von einer Felsenspitze herab, die Tannen schüttelten sich, die Bergwasser rauschten höher auf, aber ehe er weiter niederwärts kam, war er schon so matt, daß er kaum die leichten Blätter der Kastanien zu bewegen vermochte; darauf wurde es wieder still, todtenstill, kein Lüftchen, kein Blättchen regte sich, Alles schwieg in beklemmender, athemloser Erwartung.

Mit Mühe nur erwehrte sich der Hidalgo vor der Posada der Einwirkungen der Natur, er wickelte sich hastiger, als sonst seine angeborne Würde gestattete, seine Papier-Cigarren; er rauchte, um nicht einzuschlafen, denn immer schwerer wurden die Blicke, mit denen er die schmale

Straße bewachte, die in vielfachen Zickzacks, wie scheu und ängstlich, an den riesenhaften Bergen emporklimmte, sich bald versteckte, bald hier, bald dort, bald rechts, bald links, hervorkam.

Zuweilen warf der Hidalge einen halb unwilligen, halb sehnsüchtigen Blick durch die offene Thür in die Posada, wo etwa zwanzig Leute im kühlen Schatten lagen und friedlich ihre Siesta hielten.

„Valga me dios!“ murrte er dann, „wie gut diese Schurken schlafen, doch ich hätte keinem den Posten überlassen können; welche Hitze!“

Er blickte wieder auf die Landschaft hinaus.

Da regte sich etwas hinter ihm und ein Mädchen trat unter die Thür, sie legte ihre Hand auf die Schulter des Hidalgo's und sagte mit tiefer Altstimme: „Nehmt Eure Siesta, Sennor Caballero, gebt mir den Trabucco, Ihr wißt, daß Ihr Euch auf mich verlassen könnt!“

Der Hidalgo wendete sich halb um bei dem Klange der bekannten Stimme und schaute mit einem ernsten, aber auch bewundernden Blicke auf die edle Gestalt, die vor ihn getreten.

Es war in der That der Mühe werth, dieses Mädchen anzusehen, ihr schwarzes Haar war von einer ganz unglaublichen Fülle und Feinheit, die dunkelblauen, von langen Wimpern beschatteten, wunderbar edel geschnittenen Augen verriethen eine Gluth, ja eine Sinnlichkeit ohne Gleichen, die aber im schärfsten Contrast stand mit dem keuschen Wesen, das sich in ihrer ganzen ruhig-sichern Haltung aussprach. Ihr Mund war so frisch und zart wie eine Blume, ihre Zähne blendend weiß und vollkommen

regelmäßig gereiht, ihre feinen Züge zeigten bald einen Ausdruck, der das Herz selbst des stumpfsten Mannes höher schlagen machen, bald einen andern, der selbst dem unverschämtesten Blick Ehrfurcht gebieten mußte. Dieses Mädchen war kaum mittelgroß, ihr Körper war jedoch so geschmeidig, ihre Glieder so rund geformt, ihre Haltung so stolz und anmuthig zugleich, daß sie größer erschien, als sie wirklich war. Füße und Hände waren tadellos. Ein großer Strohhut mit breiten Krämpen schützte das reizende Gesicht vor Sonnenbrand. Das schwarzseidene Leibchen schloß sich eng um die herrliche Büste, und ließ die klassischen Formen plastisch hervortreten, ohne der Freiheit der Bewegung den geringsten Eintrag zu thun, die Corte de Tunico, das Röckchen von schwarzer Seide, war durch eine Faja, eine Schärpe aus schwerem gelben chinesischen Seidenstoffe, an das Leibchen befestigt. Das Röckchen war so kurz, daß es nicht nur den Fuß und die Knöchel, sondern auch den untern Theil der üppig schwellenden Waden sehen ließ, deren Form sich in dem weichen Leder der ziemlich hoch hinaufreichenden braunen Corduanstiefelchen zierlich ausprägte.

„Ich darf Euch diese Mühe nicht machen, Sennora Conception!“ entgegnete der Hidalgo, „aber wenn Ihr die Gnade haben wollt, mir Eure belebende Gegenwart nur einige Augenblicke zu schenken, so werde ich durch diese allein schon so gekräftigt werden, daß ich allen Müdigkeiten beider Spanien siegreich trotzen kann.“

„Euer Wohlgeboren sind sehr freundlich!“ entgegnete Sennora Conception auf dieses ächt spanische Compliment, und sah den Hidalgo schelmisch dabei an, indem sie ihr

Köpfchen stolz in die Höhe warf, die linke Hand leicht in die Seite stemmte und sich in den Hüften wiegte mit so reizender Koketterie, daß der Spanier die Augen rasch abwendete und die Straße hinunterblickte.

Ohne das Mädchen anzusehen, begann er wieder: „Als ich im vorigen Jahre hier war, Sennora, und Euch zum ersten Male da unten," der Hidalgo deutete nach einer Richtung hinab in die Ebene, wo man in weiter Ferne die weißen Wände einer Meierei durch Rebenlaub schimmern sah, „erblickte, — Ihr führtet Eure Holdseligkeit unter den Kastanien spazieren, und der Abend war nahe, — da war ich entschlossen, Euch meine ritterlichen Dienste zu weihen, als der Schönsten, die je meine Augen gesehen. Einer von Euren Oheimen aber sagte mir, daß Ihr Euch bereits einen Caballero erlesen, und bescheiden trat ich aus Eurer Sonne in meinen Schatten zurück. Darf ich fragen, wie sich Seine Wohlgeboren Euer Verlobter befindet?"

Der Hidalgo hatte nicht gesehen, daß sich während seiner höflichen, wohlgesetzten Rede das Gesicht der Sennora mit einer tödtlichen Blässe überzogen hatte, und daß ihre Augen Blicke auf ihn schossen scharf und blank wie Stahl. Als der Spanier geredet, wurde Conception blutroth, sie senkte die Augen und antwortete mit zuckender Lippe, aber fester Stimme: „Meine Oheime haben den Elenden, der uns betrog, vom Hofe gejagt, wie einen Hund, denn es ergab sich, daß er der Sohn einer Cagotin aus dem Atocha-Thal!"

Hastig drehte sich der Hidalgo um und starrte der Sennora entsetzt in's Gesicht.

„Es ist nicht möglich!“ rief er, nachdem er die erste Bestürzung überwunden.

„Euer Wohlgeboren können mir glauben!“ versicherte die Spanierin einfach, immer noch mit niedergeschlagenen Augen.

„Und Ihr, Sennora, was habt Ihr gethan?“

„Ich habe die Liebe zu dem Sohne einer Hündin gleich einem giftigen Unkraut ausgerauft aus meinem Herzen!“ entgegnete die Spanierin, und richtete einen großen stolzen Blick auf den Hidalgo.

„Wißt Ihr, was aus ihm geworden ist?“ fragte dieser.

„Was kann aus einem Cagoten werden?“ lachte die Spanierin mit wegwerfendem Hohn, „verlangt Ihr Trauben vom Dornbusch? er ist hingegangen zu den ketzerischen Franzosen und hat es bei ihnen zum Teniente gebracht.“

„Seine Seele sei verdammt!“ rief der Hidalgo heftig und warf seine Cigarre zu Boden.

„In Ewigkeit Amen!“ schloß die Sennora ernsthaft.

Das Mädchen sah wundervoll stolz aus in dem Moment, ihr Gesicht hatte den höchsten Ausdruck von Schönheit, den es haben konnte. Der Spanier, mächtig ergriffen, faßte feurig und ängstlich zugleich die Hand Conception's und versuchte, das Mädchen an sich zu ziehen, seine Augen flammten, seine Wangen brannten. Conception aber trat einen Schritt seitwärts, schleuderte die Hand des Hidalgo's mit einer rapiden Bewegung von sich und sagte mit mehr Ernst als Zorn, mehr belehrend und tadelnd als zürnend: „Der Sohn Eures Vaters, Sennor Caballero, muß viel zu stolz sein, um sich zum Stellvertreter eines Cagoten anzubieten!“

Der Stachel dieser bittern Worte traf nur das Mädchen selbst und um das klar zu machen, blickte sie den Hidalgo so freundlich an, so warm, daß dessen Herz zusammenschmolz in unendlicher Wehmuth. Er wendete sich seufzend ab, wickelte sich trotz der Hitze in seinen Mantel und schlug die Arme unter.

Leise und geräuschlos glitt Conception in die Posada zurück.

Der Hidalgo fürchtete nicht Schlaf und Müdigkeit mehr, er hatte Recht gehabt, das kurze Gespräch mit der Sennora hatte ihn gestählt gegen jede Anwandlung, obwohl die Luft fast erstickend wurde und die Wolken, die den Himmel bedeckten, immer dichter.

„Der verfluchte Cagot!" knirschte der Caballero mit den Zähnen.

Er hatte Recht, die Cagots waren ein verfluchtes Geschlecht; weit unter den indischen Parias stehend, schleppte es seine Existenz durch das ganze Mittelalter bis in die neueste Zeit hinein, unter Mißhandlung und Spott, Hohn und Verachtung. Niemand weiß eigentlich recht zu sagen, was die Cagot's gewesen, sie fanden sich im Mittelalter in der ganzen Ausdehnung des westgothischen Reiches vor und noch über dessen Grenzen hinaus, sie waren verbreitet in Süd-Frankreich von den äußersten Grenzen Aquitanien's bis zu den Pyrenäen, und jenseits der Pyrenäen in den spanischen Dominien bis an die Küsten Portugals. Wohl deshalb, aber sehr mit Unrecht, hat man sie für die Reste der Westgothen gehalten; wahrscheinlich waren es Saracenen, die sich nach den großen Kriegszügen im achten Jahrhundert, namentlich in den Bergen verloren haben mochten.

Allerdings waren die Cagots Christen, das Volk aber hatte die Tradition ihrer ungläubigen Abstammung bewahrt und hielt sie für eine von Gott verfluchte und gezeichnete Race, die der Christ fliehen müsse. Jahrhunderte lang haben die Cagots die Verachtung des Volkes getragen, wie nie ein anderer Stamm. Nicht der Jude, nicht der Zigeuner, nicht der indische Paria sind verdammt gewesen, so Jahrhunderte lange Schmach zu tragen, wie der Cagot in den ehemals westgothischen Landen. Die Cagots durften keinen anreden, der nicht zu ihrem Stamm gehörte, sie mußten ein besonderes Zeichen an ihrer Kleidung tragen, daran Jeder sie erkennen möge und sie dann fliehen oder mißhandeln nach Gutdünken. Sie mußten ihre Hütte auf der Stelle verlassen, wenn ein Verirrter oder Reisender zufällig bei ihnen eintrat. Nur die Kirche erbarmte sich ihrer, taufte und trauete sie. Uebrigens mochten sie umkommen in Schmutz und Elend, Mangel und Noth, Niemand kümmerte sich um sie. Und selbst in die Kirche durften die Cagots nur durch eine besondere Nebenthür eintreten, in derselben nur auf einem besondern dunkeln Platz knieen. Es war ein ausgestoßenes Geschlecht und der Fluch verfolgte sie bis an den Altar. In Folge der Ehen, die sie immer nur unter einander eingehen durften, entartete das Geschlecht geistig und leiblich; fürchterliche Krankheiten setzten sich fest, Blödsinn und Stumpfsinn nisteten sich ein; das schlechte Blut wurde mit jeder Generation schlechter und die Race elender. Das waren die Cagots. In Frankreich erlosch der Haß gegen die Cagots nach und nach, und in demselben Maße als der Haß gegen sie erlosch, verschwanden die Cagots, sie gingen aus spurlos an

den meisten Orten, und wo es einst zahlreiche Cagots gegeben, da konnte man jetzt die Nebenthüren in den Kirchen zumauern, durch die sie einst eingetreten. Man sieht noch diese nun zugemauerten Cagot-Thüren an vielen Kirchen Südfrankreichs. In Spanien ging es ähnlich, nur etwas langsamer. Im platten Lande war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Haß gegen die Cagots erloschen und die Unglücklichen verschwunden. Nur im Gebirge hielt sie der Haß der Bewohner noch fest, aber auch dort verschwand er und sie mit ihm. Es gab auch in den spanischen Pyrenäen-Thälern keine Cagots mehr, aber die hartnäckige Tradition flüsterte noch immer zuweilen dem Volke in die Ohren: das ist die Tochter einer Cagotin! oder: ein Cagot hat ihn gezeugt! und der alte Fluch war, trotzdem daß er erloschen, noch immer so mächtig, daß bei seinem Klange die altchristliche Bevölkerung ein Schauder ergriff. Wie im Süden Spaniens, wo so Viele maurisches Blut in ihren Adern haben, es für eine Schande gilt, einen Moro zum Verwandten zu haben, wo Moro als Schimpfwort gebraucht wird und Jeder auf sein altspanisch-christliches Blut schwört, so ist in den spanischen Pyrenäen-Thälern und auch drüben in Frankreich noch Cagot ein Schimpfwort bis auf den heutigen Tag, und ob so mancher gute Mann dort eine Cagotin zur Großmutter gehabt, oder einen Cagoten zum Großvater, so spricht er doch von dem verfluchten Geschlecht niemals ohne auszuspeien und ein Kreuz gar andächtig zu schlagen.

Der Hidalgo begriff, welch ein gräßlicher Schmerz in der stolzen Seele des Mädchens wohnen müsse, denn die Berührung eines Cagoten erregte Schauder und Ekel, die

Erinnerung daran schon Grauen. Nun war Don Jaime, der Verlobte Concepcion's, zwar kein Cagote, aber seine Mutter war doch eine Cagotin gewesen, und er hatte sie ja auch nicht bloß berührt, sondern war wirklich mit ihr verlobt gewesen.

Der Hidalgo schauderte in der Seele des Mädchens, wenn er daran dachte; er fühlte, daß da finster und geheim eine furchtbare Rache brüten müsse über gefährlichen Plänen. Der junge Mann glaubte den Schlüssel zu diesen Plänen zu haben, denn Conception befand sich auf einem Posten der Patrioten, Don Jaime, der Sohn der Cagotin, als Lieutenant im französischen Heere. Das ernste, würdevolle Gesicht des Spaniers nahm einen hellern Ausdruck an bei dem Gedanken, es trat ein Lächeln hervor, das halb grimmig und wollüstig, halb stolz und zufrieden war. Es war nicht schwer, nach Andeutung dieses Lächelns dem Gedankengange des jungen Mannes zu folgen. Don Jaime diente in der Armee des Nationalfeindes, darum haßte er ihn doppelt grimmig, und der Gedanke, ihn zu tödten, erfüllte seine Seele mit wahrer Wollust, Conception aber, die reizende Conception, war der Preis seines Sieges. Der Hidalgo fragte wenig danach, ob Conception ihn liebe, sein stolzes Selbstgefühl bezweifelte das nicht, indeß selbst, wenn er daran gezweifelt hätte, es würde ihn wenig gestört haben, denn Donna Conception gehörte zu einer baskischen Familie, wie er, und bei den Basken gilt trotz ihrer ritterlichen Höflichkeit im Umgang das Sprüchwort: Die Frauen sind nur geschaffen, um die Spindel zu drehen, Kinder zu gebären und zu weinen. Ferner aber konnte nach baskischer Sitte ihm Conceptions Hand nicht verweigert

werden, wenn er den Mann getödtet, der Schmach gebracht über sie und ihr ganzes Haus.

Der Hidalgo hatte nicht Zeit, diesen für ihn so angenehmen Gedanken länger nachzuhängen, denn plötzlich sah er auf der untersten Beugung oder dem letzten Knie des Weges, das seinem Blick von oben herab sichtbar war, einen kleinen Zug von Bewaffneten, in deren Mitte sich einige Reiter befanden, erscheinen. Sofort rief er mit lauter Stimme: „España!“

„España! Hispanien! Hispanien!“ antworteten zehn, zwanzig Stimmen fast augenblicklich auf den Anruf, und im nächsten Moment stürzten zwanzig Bewaffnete aus der Posada und gruppirten sich um den Mann mit dem Calatravakreuz.

Das waren prächtige Gestalten mit wilden sonnverbrannten Gesichtern, in denen dunkle Augen funkelten; sie waren gleichmäßig uniformirt, ihre Füße steckten in offenen Ledergamaschen, sie trugen weite Beinkleider und eine grünbraune Uniformjacke, Pulverhorn und Kugeltasche an starken Schnüren darüber und rothe Sackmützen. Einen Säbel an der Seite, die Flinten in der Hand umstanden sie den jungen Führer und folgten mit ihren Blicken seinen Blicken hinab in die Tiefe, wo eben der heraufkommende Zug wieder hinter einem bewachsenen Felsvorsprung verschwand.

Als man nichts mehr von dem Zuge sah, wendete sich ein alter Bursche mit grauem Haar und grauem Bart ziemlich ungenirt an den Hidalgo und sagte: „Es ist der Padre, Sennor Capitan!“

„Dann wünsche ich nur, daß der heilige Mann eher

heraufkommt, als das Wetter zu ihm herunter!“ rief ein Anderer, nach den dunkeln Wolken zeigend, die bereits so tief gesunken waren, daß die Spitzen der Berge nicht mehr zu sehen waren.

„Santa virjen del pilar!“ schrie ein Dritter, „stehe uns bei, das wird ein mächtig Wetter in den Bergen!“

Der Capitain blickte etwas unzufrieden auf die Männer; er war ein Offizier von der Königlichen Infanterie, den man den Bergbewohnern als Anführer zugesendet, und konnte sich nur schwer an die Ungebundenheit dieser Truppen gewöhnen, die allerdings kriegerisch genug waren, aber von militärischer Erziehung und soldatischer Subordination keine Ahnung hatten. Indessen verstand er sich auf seine Leute viel besser, als mancher Andere damals; er suchte den aus dem Mangel der militärischen Disciplin immer hervorgehenden Nachtheilen nach Kräften vorzubeugen durch eigene Thätigkeit, und benutzte die glänzenden kriegerischen Eigenschaften der Bergbewohner nach bestem Vermögen zum Nachtheil des Feindes.

„Ich denke,“ sagte er zu dem alten Caporal, der zuerst gesprochen, „im Fall der Noth findet der Padre eine Höhle auf seinem Wege, in der er allenfalls Schutz findet, wir waren noch jüngst dort.“

„Ja, wenn er sie findet!“ entgegnete der Caporal, „ich glaube nicht, daß er Einen bei sich hat, der sie zu finden weiß.“

„Man könnte ihm Jemanden entgegenschicken!“ meinte der Hidalgo.

Sofort schickte sich das halbe Commando an, dem Padre entgegen zu laufen.

„Halt!“ rief der Capitain, nehmt Euch in Acht, Landsleute, Ihr werdet Euch noch in große Ungelegenheit bringen, wenn Ihr nicht abwartet, was Euer Offizier sagt, sondern immer gleich thut, was Euch einfällt.“ Er sagte das so ernst und ruhig zugleich, daß er Eindruck damit machte, dann wendete er sich an den Alten und fragte: „Meint Ihr, daß der Padre Einem von uns begegnen kann, ehe das Wetter losbricht?“

Der Caporal stellte sehr ernsthaft einige Wetterbeobachtungen an, dann sagte er zuversichtlich: „Gewiß, Sennor Capitan, ich glaube sogar, daß der Padre heraufkommen wird, ehe der Pic de Maladetta das Wetter losläßt, das sich so dick um ihn gelagert hat!“

„So commandirt Einen hinunter, Caporal!“ sagte der Hidalgo, der seine Leute an's Befehlen eben so zu gewöhnen suchte, als an's Gehorchen.

Nicht wenig geschmeichelt richtete sich der Alte auf, warf einen stolzen Blick auf die Schaar und commandirte mit der Haltung eines römischen Imperator's: „Juan, adelante!“

„Adelante!“ rief der Aufgerufene und sprang mit einem langen Satze vorwärts und mit einem zweiten über den Abhang hinunter auf den Weg.

„Gut! Gut!“ murmelte der Caporal, dann wendete er sich an seinen Offizier und fragte stolz: „Nun, was meint Ihr, Sennor Capitan, zu solchen Burschen, die mit einem Sprunge hundert Schritte sparen?“

„Sie werden weit gehen, Sennor,“ antwortete der Capitain, „wenn es uns Beiden gelingt, etwas militairische Ordnung hinein zu bringen!“

„Daran soll's nicht fehlen," erwiderte der Caporal ungemein geschmeichelt, denn er that sich seit einiger Zeit etwas zu gut auf seine militairischen Kenntnisse, die er freilich nur in den Kämpfen erworben haben konnte, die er als Schmuggler mit den spanischen und französischen Grenzsoldaten geführt. Jetzt stellte er, ohne den Wink des Capitains abzuwarten, einen Posten auf und legte sich dann, seine Cigarre in Brand setzend, unter dem stark vorspringenden Dache der Posada in seinen Mantel gehüllt, nieder. Die Mehrzahl der Bergsoldaten folgte seinem Beispiel. Schweigend lehnten oder lagen die ernsthaften Gesellen um den Alten. Keiner sprach ein Wort, sie rauchten würdevoll ihre Cigarren, blickten bald in die Tiefe, wo der heraufkommende Zug zehnmal sichtbar wurde und zehnmal wieder verschwand, oder in die Höhe, wo der Donner in immer kürzeren Pausen lauter und näher rollte durch die schwarzgrauen Wolken, oder schauten auch nur auf die blauen Ringel ihrer Cigarren, und gaben ihren eigenen Gedanken Audienz mit mehr unbewußter Vornehmheit und angeborner Würde, als mancher große Herr in andern Ländern seinen Clienten.

Sie sind ein unglaublich vornehmes Volk, diese Spanier, eine Nation von Edelleuten.

Der Capitain war indessen in die Posada getreten, selbst seine stählernen Muskeln bedurften einiger Ruhe; aber nicht bloß dieses Bedürfniß hatte ihn in die Posada geführt, er hoffte auch Conception zu sehen, das freilich gestand er sich nicht, dazu war er viel zu stolz. Dennoch streckte er sich mit großer Behaglichkeit auf der langen Bank, die an der Wand stand, und folgte mit den Augen

den zierlichen Bewegungen des jungen Mädchens, das sich seine Chocolade in dem mächtigen Kamin bereitete, welches fast die ganze Hinterwand des Gemachs einnahm. Es war kühl und dunkel in der Posada, der Boden war zum Theil mit Steinfließen, zum Theil mit glasirten Backsteinen belegt, und das Tageslicht drang nur hinein durch die offene Thür und zwei oder drei enge Luftlöcher, die dicht unter der Decke in der Wand angebracht waren. Der Eigenthümer der Posada war ein Soldat des Calatrava-Ritters, seine Frau und zwei kleine Kinder waren für gewöhnlich mit ihm die einzigen Bewohner des einsam gelegenen Hauses, die Kinder lagen in einem großen Bett an der Wand, und die Mutter saß auf einem Schemel davor, Brot und Zwiebeln schneidend in eine Schüssel, die sie auf den Knieen hielt.

Als Conception ihre Chocolade bereitet hatte, brachte sie dem Capitain eine alterthümlich geformte silberne Tasse voll und bot sie ihm auf einem Stück schwarzem Brod, das zugleich als Präsentierteller dienen mußte, mit einer so anmuthigen Art, daß der junge Mann sich ganz ergriffen erhob und mit wohlgesetzten Worten seinen Dank aussprach. Während Conception ihre Chocolade trank, sah sie mit sichtlichem Vergnügen, mit welcher Begierde der Hidalgo den glühend heißen Trank genoß und das Brod aß. Für jeden Andern als einen Spanier wäre es unmöglich gewesen, die kochend heiße Chocolade zu trinken, ja auch nur die Tasse an den Mund zu setzen, denn das Silber war glühend, aber der Spanier ist daran gewöhnt und liebt außerordentlich in der größesten Hitze das heißeste Getränk, und die kochende Chocolade brennt kaum so wie

die starken Gewürze, der rothe Pfeffer und anderes, mit denen er seine Speisen, allerdings mehr dem Klima als dem guten Geschmack angemessen, zu essen pflegt.

Als der Hidalgo seine Mahlzeit, denn für den mäßigen Spanier ist eine Tasse Chocolade schon eine Mahlzeit, beendet und die Tasse mit würdevollem Danke dem Mädchen zurückgegeben hatte, hüllte er sich in seinen Mantel und suchte die Ruhe der Siesta nachzuholen. Eine Weile lag er in jenem angenehmen Zustande zwischen Schlaf und Wachen, bald die Augen öffnend, um das reizende Gesicht Conception's zu sehen, bald sie schließend, um ihre ganze Gestalt desto klarer vor seine Seele treten zu lassen. Endlich schlief er fest ein und schlummerte mehrere Stunden. Ihn erweckte erst ein furchtbarer Donnerschlag, der krachend durch das Gebirge wetterte und die Posada und Alles, was darin und darum war, erzittern und erbeben machte. Schlaftrunken taumelte er auf. Es war völlig Nacht, die Posada aber durch das helle Feuer im Kamin zum Theil erleuchtet. Der Offizier schaute in die ängstlichen Gesichter seiner Soldaten, die auf den Knieen lagen und eifrig beteten; ringsum klang es: „Heilige Jungfrau, empfangen ohne Sünde, heilige Jungfrau, bitte für uns!"

Auch der Hidalgo knieete sofort nieder, zog eine geweihete silberne Medaille mit dem Bildniß der allerseligsten Jungfrau, die er an einer Schnur um den Hals trug, hervor, küßte sie inbrünstig und betete andächtig: „Sanctissima virgo, sine labe concepta, ora pro nobis, o sanctissima, ora, ora pro nobis!"

Allgemach erhoben sich die Beter; der Hidalgo sah,

daß Conception vor dem Bett der Kinder knieete und ihren Kopf angstvoll in den Decken barg.

„Haben wir keine Nachricht vom Padre, Sennor Caporal?" fragte der Calatrava-Ritter völlig wieder gesammelt.

„Der heilige Mann muß gleich herauf sein!" antwortete der Alte von der Thür her, „zu sehen ist natürlich nichts bei dieser ägyptischen Finsterniß!"

„Sollten wir ihm nicht einen entgegenschicken?"

In dem Augenblick wurde es auf einen Moment taghell, ein heftiger Donnerschlag folgte unmittelbar und zugleich fuhr eine so gewaltige Windsbraut von Pic de Maladetta herab über die Klippen, daß es aus allen Höhlen und Schluchten heulte wie zehntausend hungrige Wölfe zugleich: von rechts und links her hörte man das Krachen der Bäume, welche die Windsbraut wie Rohrstäbe knickte auf ihrem Flug.

„Seht da!" rief der Caporal plötzlich, der den Posten an der Thür als guter Soldat behauptet hatte, wenn er auch als guter Christ auf den Knieen lag. Draußen war eine Helle; der Blitz hatte in eine hohe alte mächtige Tanne geschlagen, die ziemlich geschützt in einer Ecke etwa zwanzig Schritt von der Posada stand, der Sturm hatte die Gluth angefacht und der gewaltige Baum stand in hellen Flammen. Prächtig anzuschauen in der Finsterniß!

„Die heilige Jungfrau hat dem Padre eine Fackel angezündet, daß er des Weges nicht fehlt!" sagten Einige.

„Dankt dem heiligen Jacob, Perez!" rief ein Anderer dem Besitzer der Posada zu, „daß Dein Haus Ueberwind hatte, sonst läge es jetzt tausend Klafter weiter unten."

„Und wir alle mit!“ entgegnete der Angeredete schreckenbleich, den Rosenkranz in der zitternden Hand erhebend.

Da sprang der Caporal auf von seinen Knieen, ergriff seinen Trabucco und schrie in den heulenden Sturm hinaus: „Quien vive!“

„Gente de Paz!“ riefen zehn, zwölf Stimmen ganz nahe, aber es klang nur schwach in dem hohlen Brausen, das hinter der heulenden Windsbraut her durch die Berge ging. —

„España, y cierra España!“ ließ der Caporal den altspanischen Schlachtruf erklingen.

„Ruft Santiago! Santiago! y cierra España!“ befahl der Hidalgo seine Stimme mächtig erhebend, „damit sie uns hören und nicht zuletzt noch fehl gehen!“ setzte er dann hinzu.

„Santiago! Santiago! y cierra España!“ schrieen, alle die in der Hütte waren, selbst Sennora Conception und das Weib und die Kinder schrieen mit; das war nöthig, denn in demselben Augenblick rauschte der Regen in so gewaltigen Strömen nieder, daß er die brennende Tanne sofort auslöschte.

Noch zwei Mal wiederholten die Männer ihren Ruf, dann sprang eine dunkele Gestalt über die Schwelle in die Posada, warf den nassen Mantel von den Schultern und rief niederknieend: „Gebenedeiet seist du in Ewigkeit, heilige Jungfrau von Pfeiler!“

Es war Juan, der dem Padre entgegengesendete Führer; der Padre folgte ihm unmittelbar, sein Maulthier schritt über die Schwelle und trug ihn bis in die Mitte des Gemachs, wo es schnaufend und an allen Gliedern

zitternd stehen blieb. Noch zwei Reiter auf Maulthieren folgten dem Geistlichen und neben und hinter ihnen drängte sich eine ganze Schaar von Bewaffneten in die Posada, die sich sofort ihrer nassen Mäntel entledigten und dann gleich Juan fromm niederknieeten zum Gebete.

Während man den Reitern von ihren Thieren half und die Weiber sich namentlich um den Geistlichen bemühten, sorgte der Hidalgo dafür, daß die Thür so gut als möglich gegen den wolkenbruchartig niederströmenden Regen verwahrt wurde.

Man hatte sich bald ziemlich behaglich, den Umständen nach, eingerichtet, den Ehrenplatz, zunächst des Feuers am Kamin, hatte der Padre, ein Dominicaner im schwarzen Ordenskleid, der weder schön noch ehrwürdig, sondern kühn und unternehmend aussah, eingenommen. Der Geistliche war noch nicht alt, stark und untersetzt gebaut, die Züge seines kräftigen Gesichts erinnerten von Weitem, ohne daß man sie auch nur hübsch hätte nennen können, an die Züge Conception's, die vor ihm auf den Knieen lag und ihn schmeichelnd „Tio Thomas" — Onkel Thomas nannte. Der Vater des Mädchens war des Priesters Bruder. Neben dem Geistlichen saß ein ebenfalls noch junger, ernsthafter Mann mit der hellen Gesichtsfarbe, die in jenen Ländern augenblicklich die nordische Abstammung verräth; wir haben diesen Herrn, der seine Umgebungen aufmerksam mustert und zuweilen einige in gutes Spanisch gefaßte, aber fremdklingend accentuirte Fragen an den Dominicaner richtet, schon in seiner Heimath gesehen: es ist derselbe Herr von Massow, der an der Tafel des alten Oberstlieutenants von Bredow vor fast zwei Jahren so ritterlich

die Ehre seines Feindes, des Ministers Grafen von Haugwitz, vertheidigte. Heute trägt er britische Uniform und Feldzeichen, der Haß gegen den Unterdrücker seines Vaterlandes hat ihn aus der lieben Heimath über's Meer getrieben, den großen Eroberer zu bekämpfen unter dem Sanct Georgs-Banner in den hispanischen Bergen!

Die zuletzt Angekommenen erzählen ihren Gefährten leise von den Fährlichkeiten, die sie auf dem letzten Theil ihrer Reise erduldet, und wie es ihnen wirklich durch das plötzliche Aufflammen der Tanne allein möglich gewesen wäre, den Pfad zu finden, da sie bereits irre gegangen auf dem letzten Plateau. Der Padre rief jetzt den Hidalgo, der im Hintergrunde auf- und abschritt und nur zuweilen verstohlene Blicke auf Conception warf, an das Kamin und sagte mit leichtem Humor: „Gestattet, Herr Festungs-Commandant, daß ich Euch einen Freund Spaniens vorstelle, den uns der große englische Marquis Beresford zu Hülfe gesendet, Sennor Don Joaquin de Massow; dieser Sennor Don Rodrigo de Vicalvar und Lemor ist der Capitain dieses Postens."

„Capitain in Sr. katholischen Majestät Regimente Borbon!" verbesserte Don Rodrigo, sich gegen den deutschen Edelmann würdevoll verneigend und denselben willkommen heißend in den Bergen.

Don Joaquin, wie der ehrliche märkisch-pommersche Joachim von Massow in Spanien genannt wurde, erwiederte den spanischen Gruß mit der landesüblichen Grandezza, die zu seinem ernsten Wesen sehr wohl paßte, und sprach die Hoffnung aus, daß sich bald Gelegenheit finden werde, besser mit einander bekannt zu werden.

„Da, wo Männer überhaupt bekannt werden!“ rief der ritterliche Spanier mit funkelnden Augen, der den preußischen Edelmann augenblicklich begriffen hatte. Dann wendete er sich an den Padre, der, wie sich jetzt zeigte, eine Art von Oberbefehl über die zerstreuten Posten in diesem Theil des Gebirges führte, und meldete ihm halb dienstlich, daß er in zwei Tagen eine Schaar von fast vierhundert Bewaffneten zusammenbringen könne, die wenigstens nothdürftig zum Kriegsdienst geübt. Der Geistliche bezeigte große Zufriedenheit über diese Nachricht, fragte aber leise: „Wie, meint Ihr, Don Rodrigo, werden Euch diese Burschen aus den Bergen hinunter folgen zum Heere des Generals Castannos?“

„Mir nicht,“ entgegnete der Linien-Offizier mit einem Anfluge von verdrießlicher Beschämung darüber, daß er das vor einem andern Linien-Offizier bekennen mußte, „aber Euch und Eurer Stimme, frommer Vater in Gott, werden sie folgen!“

„Nun, an dieser Stimme soll's nicht fehlen,“ meinte der Padre in einem Tone, in welchem sich starkes Selbstbewußtsein aussprach, „aber wir wollen nicht Alle fortschicken; ich habe mich nur verpflichtet, zweihundert und funfzig Mann zu stellen, die Berge dürfen nicht ganz entblößt werden.“

„Es muß ein Depot bleiben!“ bemerkte Don Rodrigo, „für den unvermeidlichen Abgang nothwendig werdender Nachschub!“

„Ganz richtig,“ entgegnete der Padre, ohne recht verstanden zu haben, was der Offizier meinte, „Don Joaquin wird Euer Lieutenant sein und Euch und Eure Schaar

auf den Wegen zu Castanos führen, auf denen er hierher gekommen."

Der spanische Linien-Offizier richtete sich hoch auf und konnte kaum die Zufriedenheit verbergen, die ihm die Nachricht gewährte, daß er einen Lieutenant hatte, der ein wirklicher Offizier war. Mit so viel Eifer er auch an der Disciplinirung der Milizen gearbeitet hatte seit vier Monaten und vor Jahresfrist schon einmal, er war zu sehr Soldat, um sich nicht zu freuen, daß ihm wieder etwas mehr Militairisches nahe trat. Er begrüßte Don Joaquin noch einmal und dieses Mal viel herzlicher als vorher. Jetzt erkundigte er sich auch angelegentlich, bei welchem Corps sein neuer Kamerad stehe.

„Bei des Königs deutscher Legion!" antwortete Herr von Massow, der, soldatisch fühlend, den Soldaten leicht verstand.

Der Regen rauschte noch immer in Strömen nieder, der Padre stand auf, verließ seinen Platz und begab sich mit Don Rodrigo nach dem Hintergrund, wo er im eifrigen Gespräch mit einigen älteren Männern der Gesellschaft verweilte. Die Frau des Posadawirths benutzte die Gelegenheit und reichte der Sennora Conception, die den Platz ihres Oheims am Feuer eingenommen hatte, mit einer bezeichnenden Geberde eine große irdene Schaale, in der sich eine ziemliche Anzahl Tomaten oder Liebesäpfel und ein Haufen rother Pfeffer befand. Conception stand sofort auf und nahm den Deckel von einem riesenhaften eisernen Topfe, der fast mitten in der Gluth stand und einen trefflichen Inhalt bergen mußte, denn es entströmte ihm ein überaus appetitlicher Duft, der sofort den ganzen Raum erfüllte und

so reizend war, daß die ernsten Spanier alle auf einmal umblickten und nach dem Feuer schauten. Conception schüttete die unbillige Masse von Pfeffer gleichmüthig in den Topf und warf dann die Liebesäpfel nach, darauf deckte sie den Topf ordentlich wieder zu und reichte der Wirthin die Schüssel zurück.

„Was habt Ihr für eine köstliche Speise in Eurem Suppentopf, Sennora?“ fragte der deutsche Herr, als sich Conception wieder neben ihm niedersetzte. Das Mädchen sah ihn einen Augenblick mit unverhehlter Verwunderung an und schien Lust zu haben, ihm in's Gesicht zu lachen dann sagte sie, ihr Köpfchen zu ihm neigend: „Verzeiht, Sennor Caballero, ich hatte vergessen, daß Euer Wohlgeboren noch nicht lange in diesem gesegneten Lande sind; das ist die olla potrida!“

„Wohl, ich habe von dieser Speise gehört in meinem Vaterlande,“ entgegnete Herr von Massow, „aber sagt mir doch, Sennora, woraus diese berühmte olla potrida besteht und wie sie bereitet wird?“

Die Spanierin mochte sich innerlich über die fabelhafte Unwissenheit des Ausländers gewaltig verwundern, aber sie antwortete vollkommen höflich und sah den jungen Mann dabei an wie eine Mutter, die ihr Kind spielend belehrt: „Ja, bei der heiligen Jungfrau vom Pfeiler, Sennor Caballero, man macht die olla potrida aus Allem, was man hat, so viel oder so wenig es ist, man bereitet sie, indem man einen Topf an's Feuer stellt und Alles, was man hat, hineinwirft.“

Der Deutsche lächelte leise und fragte weiter: „Und wie

lange muß die Speise kochen, Sennora, wann nimmt man den Topf ab vom Feuer?"

„Wenn man ihn braucht, Sennor Don Joaquin, wenn man hungrig ist!" erwiederte Concepcion, ebenfalls lächelnd.

Den ernsten deutschen Herrn vergnügten die einfachen Antworten der Spanierin, er frug weiter: „Hättet Ihr wohl die Gewogenheit, Sennora, mir zu sagen, was sich jetzt in dem eisernen Topfe befindet?"

„Ich will es versuchen, Sennor Caballero," rief die Spanierin, ihr Köpfchen schüttelnd, mit lachendem Gesicht, „aber ich stehe nicht dafür, daß meines Vaters Tochter mancherlei vergißt, denn für diese Dinge hat sie nur ein schwaches Gedächtniß. Da liegt das frische Fell einer Bergziege, die der Sennor Perez heute Morgen geschossen, also wird zunächst das Fleisch dieser Ziege darin stecken, dann sah ich unsere Wirthin zwei dicke Stücke Stockfisch hineinstecken und aus dem Schlauch, der dort hängt, Oel darauf gießen; Salz hatte sie auch hinein gethan, denn seit gestern haben wir wieder großen Vorrath davon; Zwiebeln und Knoblauch habe ich auch gerochen, und fehlt der auch in keinem Topf; ich selbst habe heute Mittag Salbei gepflückt und den hineingeworfen. Die Liebesäpfel und den Pfeffer habt Ihr selbst gesehen, Sennor Caballero. Das wird Alles sein!"

„Es ist nicht Alles," sagte die Wirthin, die aufmerksam zugehört hatte, mit hausmütterlichem Stolz, „es ist nicht Alles, mit Sr. Wohlgeboren und Eurer eigenen Erlaubniß, Sennora Conception, es sind noch drei Paar kleine Vögel darin und eine Taube, die Juan mitgebracht hat; auch habt Ihr, verzeiht, die Petersilie und die acht Paar Eier ver-

gessen, die ich zusammengehackt und mit Speckschnitten hineingethan habe, Ihr müßt es selbst gesehen haben."

„Ja, das Alles habe ich vergessen," bekannte Conception mit verstellter Reue, den deutschen Herrn schelmisch anlächelnd, „verzeiht, Sennor Caballero!"

„Mit Eurer Genehmhaltung, Sennora Conception," fuhr die Wirthin stolz und triumphirend fort, „da sich Seine Wohlgeboren dafür zu interessiren scheinen, wie man eine gute Speise bereitet in altchristlichen Ländern, so möchte ich noch bemerken, daß man den Topf allerdings vom Feuer heben kann, wenn der Hunger gar zu arg wird, daß man ihn aber erst abzuheben pflegt, wenn sich eine dünne Decke von dem Oel und Fett über der Speise gebildet hat."

„Ich bin Euch sehr verbunden für Eure freundliche Auskunft!" entgegnete Herr von Massow, der Wirthin ernsthaft zunickend, die sich jetzt voll großer Freude zurückzog und zu den Spaniern, die dem Gespräch mit würdevollem Schweigen zugehört hatten, halblaut sagte: „Es ging doch nicht, ich mußte doch dem fremden Caballero ordentlich Bescheid geben, damit er in seinem Lande erzählen kann, was alte Christen essen!"

Die Spanier nickten ernsthaft, sie waren überall einverstanden mit der Wirthin.

Plötzlich erhob der Padre seine Stimme am obern Ende der Posada, augenblicklich schwiegen alle Gespräche, und man hörte nur das Klatschen des Regens an den Klippen, das dumpfe Rauschen der aufschwellenden Bergwässer und das ängstliche Stöhnen und scharfe Knarren der Tannen draußen, die sich vor dem Winddruck bogen.

„Spanier, Ihr alle meine lieben Söhne, alte Christen

insgemein, Ihr habt meine Stimme oft vernommen schon und Ihr seid meiner Stimme gefolgt, und das ist Euch zum Gewinn gewesen immerdar, zeitlich und geistig, denn es ist die heilige Mutter Kirche, die aus mir spricht, und die liebe Mutter Vaterland —"

„Viva la santa religion, viva la madré patria!" riefen die Spanier, den Redner unterbrechend.

„Ja, meine Söhne," fuhr dieser fort, „sie leben hoch, aber nun laßt mich zu Euch reden und unterbrecht mich nicht, denn ich bin nicht hier herauf gekommen in die Berge kleiner Ursachen wegen, sondern es ist ein Großes, um das es sich jetzt handelt. Wollet Euch erinnern, liebe Söhne, daß der gräuliche, ketzerische Usurpator, der sich jetzt einen Kaiser über Frankreich nennen läßt, daß der seit langer Zeit schon lüstern war, seine Herrschaft auszudehnen auch über dieses gesegnete Land. Er sandte darum über's Gebirge und zu Schiffe über's Meer verkleidete Ketzer schaarenweise in unsere liebe Mutter Spanien, die machten sich alsbald einen Anhang in den Städten, zu Madrid allermeist, denn in keiner großen Stadt fehlt es an Ketzern und schlechtem Gesindel, und auch in das „Auge von Castilien" war des gefährlichen Staubes genug geflogen. Als nun die fremden Ketzer starken Anhang hatten, erregten sie Aufruhr und Tumult, und König Karl IV., Gott segne Seine katholische Majestät, meinte, er müsse, da er alt sei und wohlbetagt, das Regiment jüngern und stärkern Händen anvertrauen. Aus diesem Grunde gab er die Krone seinem ältesten Sohne und rechtmäßigen Erben, dem Prinzen von Asturien, und unser rechtmäßiger König heißet Don Fernando der Siebente,

Gott segne Seine katholische Majestät! Der würde nun wohl bald mit Hülfe der frommen Priester und der tapfern Granden und Caballeros, die ihm zur Seite standen, die Sache in Ordnung gebracht und die ketzerischen Agenten Bonaparte's sammt ihrem schändlichen Anhang aus dem Lande gejagt haben, das aber wollte der gräuliche Usurpator Bonaparte, dieses der Hölle entstiegene Ungeheuer, nicht. Bonaparte wollte, wie er schon die allerchristlichsten Könige von Frankreich, welche die leiblichen Vettern unserer katholischen Majestäten sind, ihres Thrones beraubt hat, auch den spanischen Thron einnehmen und in diesem alten Lande herrschen, in welchem die Sonne nicht untergeht. Darum sendete er, ohne Kriegserklärung, starke Truppencorps in's Land, überfiel wie ein Räuber unsere katholischen Könige, nahm sie gefangen und schleppte sie nach Frankreich, wo er sie in einer Festung eingeschlossen hält."

Mit Mühe unterdrückten die Spanier den wilden Racheschrei, der schon auf ihren Lippen schwebte, denn der Padre winkte und fuhr fort: „Ich fühle wie Ihr, meine Söhne, aber der Usurpator hat Madrid mit seinen Soldaten besetzt, das „Auge Castilien's" ist dunkel, und eine Botschaft hat er ausgehen lassen, in welcher er verkündet, daß anstatt des katholischen Königs hinfort sein Bruder Joseph, der ein bankerottirter Kaufmann ist, Herrscher sein solle über Spanien!"

Dieses Mal mußte der Padre den Sturm des Unwillens, der sich erhob, erst austoben lassen, ehe er weiter reden konnte. „Nun, meine Söhne," fuhr er fort, „alle Spanier fühlen wie ich und Ihr, ganz Spanien hat sich erhoben, Priester und Laien, in Cadix sitzen die Cortes,

sie haben ein Bündniß mit den Engländern geschlossen, das sind zwar Ketzer, wie Ihr wißt, aber sie wollen sich bekehren, und wenn sie uns geholfen haben den gräulichen Bonaparte besiegen, dann sollen sie zur Belohnung getauft werden. Der berühmte Feldherr, General-Capitain Castaños, hat bereits ein mächtiges Heer gesammelt unter dem Banner von Santiago, und zu ihm müssen wir, meine Söhne, zu ihm, um mit ihm Krieg zu führen gegen die schändlichen Franzosen, Krieg gegen die Franzosen, Krieg bis zum Messer!"

„Krieg bis zum Messer! Krieg!" schrieen die Spanier.

„Ihr folgt mir zum Banner von Santiago, meine Söhne!"

„Wir folgen Euch, Padre, wir folgen alle, Krieg!" tobte die Schaar der ernsthaften, würdevollen Männer, deren Blut jetzt in Wallung gerathen war.

„Nun denn, liebe Söhne, wir ziehen mit dem Segen der heiligen Kirche, unter dem Schutze der allerseligsten Jungfrau, des heiligen Jago von Compostella und aller Heiligen; hoch lebe die heilige Religion, hoch lebe Don Ferdinand der Siebente!"

„Viva la santa religion! Viva el rey, viva Don Fernando Septimo!" klang es ringsum im Kreise und die Augen funkelten mit den Waffen, die im Zorn gezogen wurden, um die Wette.

Nach und nach legte sich die wilde Aufregung, der Padre nahm verschiedene Abreden mit Don Rodrigo und einigen Männern der Schaar; es war beschlossen worden, die ganze streitbare Mannschaft durch Boten zusammenrufen zu lassen, sobald das Wetter es gestattete; die beiden regu-

lären Offiziere sollten sich dann selbst unter den Leuten zweihundert und funfzig Mann auslesen und mit dieser Schaar zu Castaños stoßen.

Als sich die Aufregung äußerlich verloren hatte, nahmen die Leute mit spanischer Mäßigkeit ihr Abendessen ein, tranken einige Becher sehr herben rothen Wein, der in ziegenledernen Schläuchen aufbewahrt wurde, streckten sich dann zur Nachtruhe, in ihre Mäntel gehüllt, aus, jeder da, wo er eben Platz fand.

Der Mönch und die beiden Offiziere ruheten auf der Bank am Kamin und die Augen des deutschen Herrn schweiften noch lange über die wilden Gestalten am Boden, ehe sie sich zur Ruhe schlossen; sie hatten sich aber längst geschlossen, als Don Rodrigo von Vicalvar noch immer nach dem Bette starrte, in welchem Conception das Nachtlager der Wirthin theilte.

Drittes Capitel.

Das Rendezvous von Vicalvar.

Der Stern Napoleon's culminirte. Auf dem europäischen Festlande war sein Wort Befehl vom dänischen Sunde bis zum sicilischen Faro, von Belem am Tajo bis nach Lazienki in der großen Ebene an der Weichsel; die einzige noch unberührte Macht des Continents, Rußland, war ihm befreundet durch die Bewunderung, die Kaiser Alexander dem Herrschergenie des großen Emporkömmlings widmete; selbst in England strahlte Napoleon's Stern heller denn je, sein großer Gegner William Pitt lag in Westminster-Abtei begraben, und wenn auch dessen Nachfolger kühn die große Erbschaft des Hasses und des Kampfes gegen den Welteroberer angetreten hatten, so fragte es sich doch, ob ihre Schultern stark genug sein würden, dieselbe zu tragen, zumal da ihnen im eigenen Lande eine starke Opposition, mehr oder minder für die Revolution und deren gewaltigen Vertreter begeistert, die Sache nach Kräften erschwerte. Napoleon, vom eigenen Glanz verblendet, übersah die ersten Anzeichen einer Reaction, die sich kund gaben gegen sein System; die Continentalsperre, die er

gegen den englischen Handel mit dem ihm eigenen Pomp durch die Decrete von Berlin und Mailand verkündet hatte, galt für ganz Europa; er sah nicht, daß Rußland, Schweden und Dänemark, die sich von ihm hatten bestimmen lassen, derselben beizutreten, Opfer brachten, wie man sie nicht lange bringt; er schätzte den Ruin des deutschen und niederländischen Handels gering; er blickte über die Verluste Frankreichs und Italiens hinweg, aber er sah, daß sich die brittischen Agenten in Italien, namentlich im Kirchenstaat, mehrten, er ahnete einen nahen Bruch mit dem Papste, einen Bruch, der ihm gleichgültig war, seit er gesalbt und gekrönt. Hauptsächlich aber war ihm Portugal ein Dorn im Auge, dort dominirte noch englischer Einfluß, das Königreich Emanuel des Großen war eine englische Colonie für ihn, darum mußte er es erobern. Portugal aber war nicht zu halten ohne Spanien, deshalb mußte die ganze pyrenäische Halbinsel ihm unterthan werden und er Ludwigs XIV. stolzes Wort erfüllen: es giebt keine Pyrenäen mehr! Zwar mahnten kluge Räthe ab und wiesen darauf hin, daß die abhängige Bundesgenossenschaft von Spanien und Portugal viel vortheilhafter sei, als die Eroberung dieser beiden Reiche, daß die Bezwingung große Mittel erheischen werde und die Behauptung noch größere, und daß es unklug sei, einen Kampf im Westen zu entzünden bei der bedenklichen Stimmung im Osten; sie sprachen in das Ohr eines ruhm- und ländersüchtigen Despoten, sie sprachen in den Wind.

Die Agenten des Fouché, Talleyrand und Savary verbreiteten sich über die Pyrenäische Halbinsel, sie streueten aus mit vollen Händen den Saamen des Mißtrauens und der

Revolution, sie verachteten das unwissende Landvolk, bei dem sie keinen Eingang fanden, sie hängten sich an die „gebildeten Männer“ der großen Städte, sie sammelten die faulen Glieder des Adels und der Priesterschaft, sie förderten geheime Gesellschaften, sie erregten Aufläufe und partielle Theuerungen; sie wußten die Stände an einander zu hetzen, die Empörer frech und die Regierungen furchtsam zu machen, kurz, den Nationen eine permanente Unruhe einzuflößen, die wie ein zehrendes Fieber an dem Mark des Landes fraß. Durch einen allgemeinen Aufstand, durch eine wirkliche Revolution hofften sie den Sturz der Dynastien zu erzwingen und dann die in sich uneinigen Lande als leichte Beute hinzunehmen. Das gelang indeß doch nicht ganz, so weit ließen sich die königstreuen Portugiesen trotz aller Anstrengungen doch nicht treiben, die brutale Gewalt mußte die von diabolischer List erzeugte und geförderte Revolution vollenden. Am Schluß des Jahres 1807 drang ein französisches Heer in Portugal ein, der Prinz-Regent, verzweifelnd an der Gegenwehr, verließ mit der königlichen Familie sein Königreich und schiffte sich nach Brasilien ein. Junot, ein kühner Reiterfeldherr, General-Obrister der Husaren und in der Folge mit dem Herzogstitel von Abrantes geschmückt, besetzte Lissabon. In Spanien wollte man gleiches Spiel spielen und man zweifelte nicht am Gelingen, da das Ansehen der Regierung dort mächtig gesunken war durch die heillose Wirthschaft des Premierministers Don Manoël Godoy, der die Titel eines Herzogs von Alcudia und Fürsten vom Frieden führte. Man wollte die königliche Familie nöthigen, sich wie die portugiesische nach ihren amerikanischen

Besitzungen zu flüchten; ein Aufstand aber hinderte die Abreise und nun sah sich Bonaparte zu jenen empörenden Schritten gedrängt, durch die er einen Haß gegen sich erzeugte, der jetzt, nach einem halben Jahrhundert, noch nicht erloschen ist. Mit List und Verstellung lockte er die ganze übelberathene und von bestochenen Verräthern umringte spanische Königsfamilie erst an die französische Grenze, drauf nach Bayonne, wo er dann plötzlich die Maske abwarf und mit brutalem Uebermuth erklärte: Die Dynastie der spanischen Bourbonen hat aufgehört zu regieren! König Karl und seine Gemahlin exilirte er nach Compiegne, König Ferdinand VII. und dessen Bruder Don Carlos nach Valencay, einem Schloß der Talleyrand. Seine Truppen hatten Madrid besetzt, seinen Bruder Joseph ließ er von dem neapolischen Thron auf den spanischen avanciren, wie er seine Präfecten in Frankreich von einer geringern Stelle zu einer bessern aufrücken zu lassen gewohnt war. Auch waren diese Könige nichts anderes als seine Präfecten. An die Stelle des Königs von Neapel kam des Kaiserreiches Groß-Admiral Joachim Murat, der bisher als Großherzog von Berg fungirt hatte, und diesen untergeordneten Posten erhielt ein minorenner Sohn seines Bruders Ludwig und der Königin Hortense.

Das war der kaiserlichen Bureaukratie Geschäftsgang.

Die spanische Nation aber erhob sich in hellem Zorn zu blutigem Protest gegen solche Gewaltthat. Die Provincial-Junten proclamirten König Ferdinand VII., und im Frühling des Jahres 1808 stand die ganze Nation unter Waffen; Joseph Bonaparte mußte aus Madrid flüchten und General Dupont mit einer ganzen französischen Divi-

sion zu Baylen im Königreich Cordova schimpflich die Waffen strecken vor dem Banner von Santiago. Durch die Gesammterhebung Spaniens war Junot in Portugal abgeschnitten, er konnte sich nicht mehr halten und verließ in Folge der Convention von Cintra das Königreich, das nun 25,000 Britten unter Lord Arthur Wellesley, dem nachmaligen Herzoge von Wellington, besetzten.

Der Zorn Napoleon's über diese Schlappen war ein grenzenloser; gern wäre er sofort selbst über die Pyrenäen gestiegen, mit dem Donner seiner Siege die Welt zu schrecken und die Gegner zu zerschmettern, aber die Verhältnisse hielten ihn noch im Osten fest, wo zunächst der Papst, den er ohne Weiteres seiner Staaten beraubte, seinen Unwillen fühlen mußte; nach Spanien aber jagte er seine besten Feldhauptleute, zu halten, was noch zu halten war. Er kannte den Kampf gegen ein Volk noch nicht, gegen ein Volk, das, in Allem, was ihm heilig und theuer, verletzt, zu den Waffen gegriffen.

Im Lauf des Sommers hatte die Regierungsjunta ein Heer aufgestellt unter General Castaños, hatte ein Bündniß mit England aufgerichtet, Lord Wellesley zog aus Portugal heran, englische Offiziere halfen die Spanier discipliniren, überall schlug man sich mit den französischen Heeres-Abtheilungen im Lande, und zwar meist glücklich. Vor Allem waren es die Priester, welche, in allen ihren Rechten und Unrechten von den Franzosen gekränkt, die Masse des Landvolks in Bewegung setzten, den Franzosenhaß mit Macht schürten und oft selbst, das Schwert und den Rosenkranz in der Hand, mit gutem Beispiel voran zu Kampf und Tod gingen.

Es war an einem sonnigen Vormittag im Monat August des Jahres 1808, als der Padre Thomas, den wir etwa zwei Monat zuvor in der Posada auf dem Gebirge gesehen, einritt in das schmucke Baskenstädtlein Vicalvar, so an der Grenze Navarra's belegen. Das ziemlich ansehnliche Feudalschloß auf dem Berge über dem Städtlein lag in Trümmern; vor einigen Wochen erst hatte es ein französisches Streifcorps erobert, ausgeplündert, ausgebrannt und zum Theil gesprengt. Don Rodrigo von Vicalvar, den wir ebenfalls in der Posada gesehen, war der Eigenthümer des Lehns, und sein Vogt hatte sich auf seines Herrn Schloß gewehrt mit den wenigen alten Dienern bis zum letzten Schuß Pulver, bis zum letzten Hauch. Auch in dem Städtlein hatten die Franzosen arg gehauf't, ehe sie sich zurückzogen, und die Einwohner erzählten dem Padre gräßliche Züge der Wildheit, mit der die französische leichte Cavallerie namentlich, die bei dem Streifcorps gewesen, sich benommen. In aller Munde war der Name des Lieutenants Jayme, und hunderttausend Verwünschungen fielen auf das Haupt des Sohnes der Cagotin.

Die starke Guerilla Don Diego's von Eguia, eines berühmten und glücklichen Bandenführers jener Tage, besetzte das Städtchen und Padre Thomas stieg vor dem Hause eines wohlhabenden Barbiers ab, dem er einst ein Kind aus der Taufe gehoben. Der Barbier kam dem geehrten Gaste mit seinen Kindern, zwei Knaben von elf und zwölf Jahren, respectvoll an der Thür entgegen und äußerte sich spanisch höflich über die Ehre, die seinem schlechten Hause zu Theil werde.

„Ei, lieber Sohn," rief der Padre, wie fast immer,

gut gelaunt, „meint Ihr denn, daß ich nicht, auch wenn Ihr nicht mein guter Gevatter wäret, abgestiegen wäre bei dem vornehmsten Manne von Vicalvar? He! Oder seid Ihr nicht der vornehmste, da Ihr doch von den Franzosen zum Maire eingesetzt worden?"

„Gott mache sie zum Fraß der Hunde!" schrie der von den Franzosen wider Willen ernannte Maire, den wilden Haß, der ihn durchglühte, in allen Zügen; der gute Mann betrachtete seine Ernennung zum Maire als eine absichtliche Kränkung von Seiten der Franzosen, obwohl diese ganz einfach nach der erhaltenen Schablone gehandelt und, wie vorgeschrieben war, einen „Notabeln" zum Haupt der Stadt eingesetzt hatten.

Lachend trat der Padre ein, setzte sich, vom heißen Ritt etwas ermüdet, in einen bequemen Stuhl und begann die beiden kräftigen Knaben, deren Haar er wohlgefällig streichelte, zu befragen: „Wo ist Thomas, der gute Bursche, mein Pathe?"

„Er hilft dem Sennor Don Rodrigo Franzosen todtschlagen!" erwiderte der ältere Knabe ernst.

„Gott segne ihn, die heilige Jungfrau vom Pfeiler schütze ihn!" sagte der Priester salbungsvoll, „und Du, mein Sohn, wie heißt Du?"

„Sallustiano, ehrwürdiger Vater!"

„Und Dein Bruder?"

„Ich heiße Manoël Maria!" rief der jüngere Knabe hastig.

„Ei! ei! Das sind zwei schöne Namen. Lernt Ihr auch fleißig?

„Der Padre Fulgentio hat uns gestern belobt!“ meinte Sallustiano wichtig.

„Das freut mich zu hören, also der ehrwürdige Vater Fulgencio, ein treuer Diener Gottes, lehrt Euch. Nun, laßt hören, was Ihr wißt. Manoël Maria, wer bist Du?“

„Ein Spanier durch die Gnade Gottes!“ antwortete der Knabe stolz.

„Wer ist der Feind unserer himmlischen und irdischen Glückseligkeit?“ fragte der Padre weiter nach einem Katechismus, der damals massenhaft durch die Priester verbreitet und mündlich gelehrt wurde.

„Einer, der sich Kaiser der Franzosen nennt!“ erwiderten die Knaben zugleich, wie aus einem Munde.

„Wie viel Naturen hat dieser Kaiser der Franzosen?“

„Zwei, die menschliche und die teuflische.“

„Wie viel Kaiser der Franzosen giebt es?“

„Einen wahren in drei trügerischen Personen.“

„Wie heißen diese?

„Napoleon, Joseph und Godoy.“

„Welcher von den dreien ist der Schlimmste?“

„Sie sind alle drei gleich schlimm.“

„Woher stammt Napoleon?“

„Von der Sünde.“

„Und Joseph?“

„Von Napoleon.“

„Und Godoy?“

„Von der Sünde Beider.“

„Was ist der Geist Napoleon's?“

„Stolz und Despotismus.“

„Was ist der Geist Joseph's?“

„Raubsucht und Lüge.“

„Was ist der Geist Godoy's?“

„Lüsternheit und Verrath.“

„Was sind die Franzosen?“

„Alte Christen, welche Ketzer geworden sind.“

„Ist es Sünde, einen Franzosen zu tödten?“

„Nein, mein Vater, man verdient die ewige Seligkeit durch die Tödtung eines dieser ketzerischen Hunde.“

„Welche Strafe verdient der Spanier, der seine Pflichten versäumt?“

„Den Tod und die Ehrlosigkeit der Verräther.“

„Wer wird uns von den Franzosen befreien?“

„Die Gnade Gottes, die Fürbitte der Heiligen, das Vertrauen auf unsere Kraft und unsere Waffen!“

„Amen!“ rief Padre Thomas und entließ die Knaben mit seinem Segen.

Der Geist, der sich in diesem Katechismus ausspricht, war der Geist, von dem das spanische Volk beseelt war damals; die ganze Nation dachte, fühlte, sprach und handelte in diesem Geiste. Die Neuerungen, die Joseph Bonaparte verordnet hatte, waren allen Ständen gleichmäßig zuwider. Er hatte dem Adel alle Lehnrechte, den Priestern alle Vorrechte genommen, die besonderen Gerichtsbarkeiten aufgehoben, den ganzen Bürgerstand insurgirt, indem er erklärte, Jeder könne Gasthöfe halten, Bäckereien, Brauereien und Mühlen anlegen, wo er wolle, fischen und jagen, wo es ihm beliebe; selbst die Thunfischerei war freigegeben, den Zünften das Aufsichtsrecht genommen, kurz, es war von oben herunter eine Revolution decretirt worden, die gegen

Alles, aber auch gegen Alles, was bisher für Recht gegolten und Jahrhunderte lang bestanden hatte, gerichtet war. Und das geschah in einem Lande, das an Brauch und Herkommen festhielt wie gar kein anderes, bei einem Volke, das instinctmäßig fühlte, wie es nur durch das Festhalten an den alten Bräuchen und den herkömmlichen Formen so manche Mißregierung überdauert und den Fluthen verderblicher Gesetzmachereien widerstanden hatte. Napoleon hatte gar kein Verständniß für den furchtbaren Kampf, den er hier entzündet hatte; er wußte noch nicht, daß er in Spanien in zwanzig Schlachten siegen und zwanzig Städte erobern könnte, ohne Gewinn davon zu haben; er ahnte nicht, daß er das ganze Land besetzen konnte, ohne Sieger zu sein. Napoleon wußte noch nicht, daß er in Spanien nichts, gar nichts für sich gewinnen konnte, daß er dort nur für die Revolution arbeitete, die er vernichtet zu haben glaubte; mit seinen hunderttausend Bayonetten impfte er dem edeln Volke Spaniens nur die Revolution ein, an der es noch heute krankt, die es noch heute schüttelt wie das Fieber den kranken Mann, von der es noch heute Erlösung hofft von den constitutionellen Aerzten, von der es aber erst erlöst werden wird, wenn sich seine Natur selbst hilft, ohne fremde Hülfe.

Die Besetzung von Vicalva durch die Guerilleros des Don Diego war keine vereinzelte Handlung, sondern lag in dem ganzen Feldzugsplane, welche die in diesem Theile Spaniens operirenden Bandenführer in einem großen Kriegsrath angenommen hatten. Dieser Feldzugsplan bestand wesentlich darin, überlegenen französischen Truppen-Abtheilungen gegenüber sich stets in kleine Schaaren aufzulösen,

kleinere Corps des Feindes dagegen zu überfallen und durch rasch zusammengezogene Uebermacht zu erdrücken. Es war das ein Operationsplan, der sich auf die genaue Kenntniß des Landes und Fechtweise seiner Bewohner gründete. Vicalvar war einer von den Orten, wo sich eine starke Anzahl von Streitern an demselben Tage, an welchem Padre Thomas dort eintraf, zusammenfinden sollte, um in der nächsten Nacht den französischen Obersten Bazancourt, der mit zwei Bataillons und vier Schwadronen zu Mirbel, etwa sieben Leguas von Vicalvar, stand, zu überfallen und zu vernichten.

Als Padre Thomas sein Examen mit den Söhnen des Gevatters beendet hatte, sah er vom Fenster aus dem Einzuge einer zweiten Schaar von Bewaffneten zu, in deren Gefolge sich sogar vier Feldgeschütze befanden, welche, auf starken Maulthieren, in einzelne Theile zerlegt, mit großer Leichtigkeit transportirt wurden. Die Bedienungs-Mannschaft dieser Geschütze führte Don Rafael del Ordine, ein jüngerer Bruder des Padre Thomas, ehemals Lieutenant der Königlichen Marine, und seine Leute waren Artilleristen eines bei San Sebastian im Frühjahr gestrandeten Kriegsschiffes.

Neben diesem, ihrem jüngsten Oheim, ritt auf einem stattlichen Maulthiere auch Sennora Conception in Vicalvar ein.

Conception begleitete bald den Einen, bald den Andern ihrer Oheime und war überall, wo sie erschien, gern gesehen, denn die Spanier glaubten, daß sie den Waffen Glück bringe; man sah sie furchtlos auf manchem Kampfplatz erscheinen, und die kleine Kugel aus ihrer langen altspanischen

Entenflinte verfehlte selten des Zieles. Selbst das Handgemenge scheute Conception nicht, ihre flammenden Augen, ihr glühendes Wort, ihre ganze von einer hinreißenden Gluth gehobene Erscheinung wirkten gewaltig auf die kämpfenden Männer, die überdem auch wußten, daß Padre Thomas und die andern Oheime Conceptions ihre Pläne zuerst mit dem wunderbaren Mädchen beriethen.

So finden wir denn auch Conception kurz nach ihrem Einzuge mit ihren beiden Oheimen, dem Don Diego und ein paar untergeordneten Bandenführern in einer Art von Kriegsrath zusammen.

Während in Vicalvar sich also die Spanier zu einem Ueberfall der Franzosen rüsteten, hegten die feindlichen Offiziere, welche Kunde von der Vorwärtsbewegung der Guerillas Don Diego's erhalten hatten, eine ähnliche Absicht, denn nach der Nachmittags-Siesta bemerkte ein alter Hirt, welcher etwa zwölf elende Ziegen auf einem kleinen Hügel, kaum eine Legua von Mirbel hütete, auf der Landstraße aufwirbelnde Staubwolken, welche sofort seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Er spähete, auf seinen langen Stab gestützt, aufmerksam nach der Richtung, in welcher die Staubwolken immer dichter aufwirbelten. In dem glänzenden Sonnenschein entdeckte er zuerst einzelne Reiter, es waren polnische Lanciers, dann eine etwas unordentlich marschirende Colonne Infanterie, die vor sich, so wie hinter sich und auf beiden Seiten Cavallerie hatte. Der Spanier betrachtete die ziemlich rasch nähernde Truppe sehr aufmerksam, dann pfiff er auf eine bezeichnende Weise, und als auf diesen Pfiff ein barfüßiger Bursche von etwa dreizehn Jahren erschien, sagte er zu diesem, auf einen

etwa zweihundert Schritt entfernten Busch rückwärts deutend: „Die Ketzer kommen aus Mirbel mit eins und drei!“ Sofort sprang der Bursche mit einem weiten Satze den Abhang des Hügels hinunter und lief mit der Schnelligkeit eines Windhundes dem bezeichneten Busche zu. Er war kaum in demselben verschwunden, als auf der andern Seite ein ähnlicher Bursch leichtfüßig hervorsprang und blitzschnell der Hügelkette zustürmte, die sich in geringer Entfernung von dem Busch in mäßiger Erhebung nach Norden hinzog.

Wie eine Statue stand der alte Hirt auf dem Abhang an der Landstraße, unheimlich glüheten seine Augen unter den breiten Krämpen des Hutes hervor, den verhaßten Feinden entgegen, während ein häßlicher aber sichtlich sehr starker Hund, der in seiner Magerkeit mit seinen funkelnden Augen und seiner spitzen Schnauze einem Wolfe ähnlicher war als einem Hunde, der Ziegen nicht achtend, sich leise knurrend neben seinen Herrn stellte.

Der zweite Läufer, der aus dem Busch, lag bereits hochaufathmend hinter dem Hügel, seine Botschaft war bereits in vierter Hand, als der erste feindliche Reiter an dem Abhang ankam, auf welchem der Hirte stand. Der polnische Lanzenreiter warf einen scharfen Blick auf den Spanier, ging aber in raschem Trabe vorüber, vorwärts, ohne sich aufzuhalten; ihm folgten zwei Andere, die sich eben so wenig um den Hirten kümmerten, und ihrem Kameraden folgten. Kaum aber waren sie vorüber und ein ganzer Reitertrupp polnischer Ulanen auf der Straße nahe, als der Hirte auch hinter sich Pferdegetrappel vernahm. Der Spanier rührte sich nicht. Es waren keine Lanzenreiter, die, von der Landstraße abgebogen, auf dem Seiten-

wege hintrabten, der zwischen dem Busch und dem kleinen Hügel, auf welchem der alte Hirte stand, neben der Landstraße hinlief und sich einige Tausend Schritt weiter wieder mit derselben vereinigte. Diese Reiter trugen große Mäntel nach spanischer Art, kleine Hüte, deren Krämpen an einer Seite aufgeschlagen waren, weite, um den Knöchel zusammengebundene Beinkleider, ihre Uniformjacken waren mit zwei Reihen großer gelber Kugelknöpfe besetzt, hatten gelbe Aufschläge und kleine, niedrige, vorn schräg ausgeschnittene Kragen. Rothe Schärpen und weißes Lederzeug trugen diese Reiter, die mit schweren Säbeln, Pistolen und Karabinern bewaffnet waren. Man nannte diese Truppe Mozos de la Escuadra, es waren Catalonier, die für Frankreich, oder was dasselbe ist, für den König Joseph Bonaparte kämpften, recrutirt aus der Gesindelschaft hauptsächlich Barcellona's. Von den französischen Truppen wenig geachtet, waren diese Mozos, wie man sich denken kann, ihren Landsleuten zehnmal verhaßter noch als die Franzosen. Die Mozos de la Escuadra hatten nie auf Pardon zu hoffen, wenn sie in die Hände der Patrioten fielen, sie schlugen sich wie die Teufel, sie wirthschafteten aber auch wie solche wohin sie kommen mochten.

Drei von diesen Reitern sprengten den Hügel herauf und hielten neben dem Hirten. Einer war ein Offizier, ein auffallend stattlicher Mann, muskelkräftig im höchsten Grade. Wie ein Falke spähete er scharf um und drehete, sich halb im Sattel wendend, den schwarzen Bart, der sich unter der gewaltigen Adlernase kräuselte. Er gab den Reitern unten einen Befehl mit heller Stimme, zehn derselben sprengten auf das kleine Gebüsch zu, dessen wir schon mehr-

fach gedacht, sechs saßen ab und drangen in dasselbe ein. Der Offizier beobachtete jede Bewegung scharf, während der Hirte sich gar nicht um ihn zu kümmern schien, sondern schweigend die polnischen Lanciers an sich vorüber ziehen ließ. Die Mozos kamen aus dem Busch zurück, durch ein Zeichen meldeten sie ihrem Offizier, daß sie nichts darin gefunden. „Das ist Dein Glück, Du Hund, Sohn eines Hundes!“ schrie jetzt der Offizier den Hirten an, dann rief er: „Adelante!“ und sprengte mit seinen Begleitern den Hügel hinab, wieder die Tête der Mozos nehmend, die er commandirte.

Während nun das Bataillon leichter Infanterie an ihm vorübermarschirte, murmelte der alte Hirt schwere Flüche über den Sohn der Cagotin, den Lieutenant der Mozos de la Escuadra, und betete eifrig zu allen Heiligen Spaniens um Vernichtung der Feinde. Sein Beten klang wie mühsam verhaltener Fluch, es klang grimmig wie das Knurren seines wilden Hundes. Die lustigen französischen Soldaten warfen dem Alten im Vorübermarschiren allerlei Witzworte zu, sie nannten ihn General und fragten ihn, ob er mit ihrer Parade zufrieden sei; er verstand die Feinde seines Landes nicht, aber er verfluchte sie innerlich und blickte voll Todeshaß auf sie nieder.

Das französische Bataillon defilirte noch vor dem alten Ziegenhirten, da führte der Barbier von Vicalvar schon einen zerlumpten Jungen in das Gemach, in welchem Padre Thomas und seine Genossen beriethen.

„Deine Botschaft?“ fragte der Padre.

„Die Ketzer kommen aus Mirbel mit eins und drei!“ sagte der Bursch schwer athmend, dann empfing er demüthig den Segen des Priesters und entfernte sich.

„Ein Bataillon und drei Schwadronen!“ sagte der Padre, seine Genossen anblickend, „wir haben bis Mirbel vierzehn Läufer aufgestellt, die Ketzer können nicht vor acht Uhr hier sein, ich denke, wir erwarten sie und halten sie fest, bis Don Rodrigo mit den Regulairen eintrifft.“

Die Thür öffnete sich abermals, und der Barbier schob wieder einen Burschen in's Gemach.

„Deine Botschaft?“

„Die Ketzer kommen von Cerdavieja mit eins und zwei!“ keuchte der Knabe.

„Sie geben sich ein Rendezvous in Vicalvar!“ meinte der Priester kopfschüttelnd; „wie ist es, Don Diego,“ wendete er sich an den kleinen, nüchtern aussehenden Guerillero, zwei Bataillons und fünf Schwadronen, können wir sie fest halten, bis die Regulairen erscheinen?“

„Die heilige Jungfrau bittet für uns!“ entgegnete Don Diego ruhig.

„Gebenedeit sei ihr Name!“ klang es von Aller Lippen.

Darauf erhuben sich, die Männer und entfernten sich, um ihre Vorbereitungen zum Empfang der Franzosen zu treffen; Padre Thomas blieb mit seiner Nichte allein; er mischte sich nie in militairische Anordnungen, er gab niemals Befehle, aber er war im Kampfe immer da, wo die Gefahr am größesten.

Als die Militairs das Gemach verlassen hatten, lehnte sich der Dominicaner in seinen Stuhl zurück und blickte mit ernster Zärtlichkeit auf das schöne Mädchen, das bleich und nachdenklich vor ihm saß und zu Boden blickte.

„Conception, meine liebe fromme Tochter,“ begann der Geistliche endlich mit sanfter Stimme, „Du weißt, mein

Kind, wer bei den Ketzern ist, die von Mirbel heranziehen?"

„Ich weiß es, Tio!" antwortete Conception ohne aufzusehen, aber die flammende Röthe, die ihr Gesicht und ihren Nacken für einen Augenblick färbte, um dann sofort wieder jener stumpfen Blässe zu weichen, die bei den Spanierinnen ein Zeichen der höchsten Aufregung ist, verrieth, wie schmerzlich die Gedanken des armen Kindes.

„Ich wollte, meines Bruders Tochter wäre heut nicht hier," begann der Padre nach einer kleinen Weile wieder; „Don Diego und Dein Oheim Don Rafael sind brave Streiter und gute Christen, aber sie kämpfen gegen eine große Uebermacht, und ich möchte nicht, daß meines Bruders Kind in dieses Feindes Hände fiele!"

Conception richtete sich stolz auf und sagte: „Wollet Euch erinnern, Tio, daß ich eine Spanierin bin!"

„Ich vergaß es nicht, meine theuere Tochter," entgegnete der Dominicaner, „Du bist eine Spanierin, sicher, das heißt, wenn Du gefangen wirst, dann wirst Du Dir selbst den Tod geben, um der Schmach zu entrinnen. Das wolltest Du sagen, und Dein armer Oheim zweifelt nicht daran, aber eben, weil er nicht daran zweifelt, möchte er, daß Du fern wärest, denn Du bist ja seine einzige Freude auf Erden und er bedarf Deiner bei seinem Werk. Conception, liebes Kindchen, siehe, ich habe Dich schon geliebt, ehe Du geboren warst, ich habe Dich aus der heiligen Taufe gehoben, ich habe Dich auf diesen Armen so oft geschaukelt, höre auf meine Stimme, verlasse Vicalvar!"

Mit Thränen in den Augen sah Conception zu ihrem Oheim hinüber, der seine Hände bittend nach ihr aus-

streckte, aber fest antwortete sie: „Was martert Ihr meine Seele, Tio, Ihr wißt es, daß ich nicht gehen kann! Laßt ab von mir!“

„Nun,“ nahm der Priester das Wort ernster, „es ist Deine Pflicht, meine Tochter, Dich von hier zu entfernen; Du bist Dein Leben Sr. Majestät dem Könige und der Madre Patria schuldig, Du weißt selbst, wie nützlich, ja, wie nothwendig Du den baskischen Guerilleros bist, eile denn den Regulairen entgegen und führe sie uns zur Hülfe herbei!“

Conception hatte offenbar, mit ihren Gedanken lebhaft beschäftigt, der letzten Rede des Priesters nur sehr wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt, denn sie stand plötzlich auf und fragte mit einem ganz anderen Tone, als der war, in welchem sie gewöhnlich mit ihrem Oheim zu verkehren pflegte: „Seid Ihr bereit, ehrwürdiger Vater, die Beichte einer demüthigen Christin zu hören?“

Der Dominicaner erhub sich hastig, dann sann er eine Weile und entgegnete mit priesterlicher Würde: „Es ist meine Pflicht, die Beichte zu hören, ich bin bereit Dich zu hören, fromme Tochter!“

Während der Dominicaner die Beichte seiner Nichte hörte, war die Dämmerung bereits hereingebrochen und die Dunkelheit der Nacht folgte ihr sehr rasch. Unter dem Schutz derselben hatten sich die beiden französischen Colonnen, die, wie wir wissen, von Mirbel und Cerdavieja kamen, etwa eine Viertelstunde vor Vicalvar vereinigt und Oberst Bazancourt, einer der Blutrichter des Herzogs von Enghien, hatte den Befehl übernommen.

Man wußte auf französischer Seite nur, daß Vicalvar

von den Guerillas Don Diego's besetzt sei, und verließ sich auf die Versicherung des Lieutenants Don Jayme Escosura von den Mozos de la Escuadra, daß der Feind nichts von ihrem Anmarsch ahne. Dieser Lieutenant, der Sohn der Cagotin, der ehemalige Verlobte der schönen Conception, der übrigens nichts von der Anwesenheit der Sennora in Vicalvar wußte, hatte in der That seine Maßregeln so trefflich genommen und so geschickt ausgeführt, daß die spanischen Chefs ohne die Wachsamkeit des alten Ziegenhirten bei Mirbel jedenfalls überfallen worden wären, denn die drei andern Lauerposten, welche die Spanier ausgestellt hatten, waren von den Mozos de la Escuadra wirklich überrascht und gefangen worden.

Der Ort Vicalvar bildete, einige einzelne Gehöfte ausgenommen, eine einzige lange Straße, die, von rechts und links sanft aufsteigend, zu dem Marktplatz führte, der, ziemlich zirkelrund, den höchsten Theil des Fleckens bildete und nur von dem Hügel beherrscht wurde, auf welchem die Ruinen des Schlosses Vicalvar lagen. Die Franzosen, welche den Ort bereits öfter besetzt hatten, besonders der Lieutenant Escosura, waren der Localität völlig kundig und hatten beschlossen, da sie weder Truppen, noch Zeit genug hatten, die lange Straße zu umzingeln, von einer Seite in die Straße gegen den Markt vorzudringen, während rechts und links, außerhalb des Ortes bis zur Höhe des Marktes vorgehend, zwei Colonnen, von Mozos geführt, durch Gärten und Höfe und Häuser eindringend, diesen Punkt besetzen sollten.

Gegen neun Uhr traten die beiden Colonnen, welche von rückwärts den Markt angreifen sollten, in tiefem

Schweigen ihren Marsch an; die zur Linken, wo das Schloß von Vicalvar lag, führte der Sohn der Cagotin selbst; Oberst Bazancourt aber, der eine starke Reserve an einem ausgetrockneten Flüßchen stehen ließ, zog sich mit seinen Mannschaften bis dicht an den Ort und erwartete den ersten Schuß von oben, um seinerseits das Zeichen zum Angriff zu geben.

Es war völlig Nacht geworden, der Himmel war bewölkt.

Die Mozos meldeten, es sei ganz still im Ort, bemerkten aber, diese Stille gerade sei ihnen auffällig; der Oberst, ein versuchter Kriegsmann, war auch nicht ohne Bedenken, da aber in demselben Augenblick die ersten Schüsse oben am Markte knallten, hielt er jedes weitere Zögern für gefährlich und rief, den Säbel aus der Scheide ziehend: „En avant!"

Im Galopp ging eine Escadron polnischer Lanciers, von einer Escadron schwerer Dragoner gefolgt, in der ziemlich breiten Straße des Städtleins vorwärts.

„Vive l'empereur! En avant!"

Das sanfte Bergauf der Straße begünstigte die Cavalleriecharge.

Mit dicht aufgeschlossenen Gliedern folgte Oberst Bazancourt mit dem Bataillon des 64sten leichten Regiments, während zugleich andere Voltigeurs sich rechts und links, die Thüren einstoßend, in die Häuser auf beiden Seiten der Straße warfen. Während sich nun hinter jeder Thür, auf jeder Treppe ein Einzelkampf entspann, waren die Lanciers und Dragoner bis fast zum Markte vorgeprescht, ohne Widerstand zu finden; da aber stießen die Eclaireurs

auf einen kleinen Graben, den sie zwar leicht übersprangen, hinter welchem aber eine kaum zwei Fuß hohe, aber mehrere Ellen breite Barrikade von Eggen und anderen Ackerwerkzeugen ihrem weiteren Vordringen ein Hinderniß setzte, das erst beseitigt werden mußte, weil es die ganze Breite der Straße einnahm. Schon saßen Reiter ab, um die Barrikade zu beseitigen, da knallte plötzlich eine Salve und ein Kartätschenhagel saus'te mörderisch durch die Glieder der dicht geschlossenen Cavallerie, während zu gleicher Zeit die ganze Gasse wie durch einen Zauberschlag sich erhellte und ein Hagel von Steinen und Kugeln niederwetterte aus den Fenstern und von den Dächern der Häuser auf die in fürchterliche Enge eingekeilten Franzosen.

„Santiago y cierra España!" klang siegjubelnd der spanische Schlachtruf: „Spanien, schließ Dich! hier schließ Dich, Spanien!"

Die Franzosen verloren viel Leute in der ersten Bedrängniß, aber sie drangen auch ihrerseits durch alle Thüren und Fenster in die Häuser und die polnischen Lanciers, trotz einer zweiten Kartätschensalve, räumten mit bewunderungswürdigem Muth die Barrikade bei Seite und stürzten sich mit Todesverachtung auf die vier Berg-Kanonen, die Don Rafael del Ordine mit derselben Ruhe commandirte, als habe er sie am Bord der „Eiche von Guernica," seiner Brigantine.

Wirklich schlug der kaltblütige Seemann die im brillantesten Styl polnischer Furie ausgeführte Attake der Lanzenreiter noch ein Mal ab, aber er konnte das Geschick nicht wenden, denn rechts und links hinter ihm brachen die französischen Colonnen, den letzten Widerstand werfend,

durch die Häuser vor auf den Markt, und die Gasse herauf dröhnte im Trommelschlag der Sturmschritt der französischen Infanterie: „à la bayonnete, à la bayonnete! Vive l'empereur!“

Im Rücken und in der Fronte zugleich gefaßt, kämpfte Don Rafael del Ordine nur noch, um möglichst viele Franzosen zu erschlagen, der Sieg war verloren und das Leben nicht zu retten. Er stand bei seiner Kanone, im wüthendsten Handgemenge: „Santiago y cierra España!“ klang seine Stimme laut und voll durch das Getöse, die Seemannsstimme, die das Donnern der Woge übertönte. Er hielt sich lange, denn Kugel auf Kugel pfiff schützend über ihn hin und streckte die nieder, die sich ihm nahten. Oben am Fenster eines Hauses standen Padre Thomas, sein Bruder, und Sennora Conception, seine Nichte, Schuß auf Schuß feuerten sie ab, selten fehlend, und immer frisch geladene Gewehre wurden ihnen gereicht von denen, die hinter ihnen im Gemach standen. Das Handgemenge war furchtbar blutig, die Gegner hatten sich in einander verbissen. —

Aber die Spanier verloren immer mehr Terrain und Leute, immer dichter quollen die Franzosen auf dem Platz vor, Don Diego schlug sich bis zu Don Rafael durch, beide fielen fast in derselben Minute, der Seemann hielt sein Geschütz im Todeskrampf umklammert. Als die beiden Führer gefallen waren, verstummte der spanische Schlachtruf und das „vive l'empereur!“ schlug siegjubelnd mit der Lohe brennender Häuser zugleich gen Himmel. Der Kampf hatte schon fast überall aufgehört, und die Franzosen zerstreuten sich, Gefangene machend und plündernd, oder sich

gütlich thuend an gefundener genießbarer Beute; nur in einem Hause dauerte das wildeste Handgemenge noch fort. Es war das Haus, an dessen Fenster der Sohn der Cagotin den Padre Thomas und Sennora Conception erkannt; mit seinen Mozos endlich eindringend in den langen Flur, sah er in dem von der Feuersbrunst erhellten Hofe Conception, die man eben auf und über die Hofmauer heben wollte, um sie zu flüchten, zu retten. Vergeblich suchte er sich Bahn zu brechen mit blanker Waffe, um die köstliche Beute zu gewinnen, vergebens hieb er Einen nach dem Andern nieder, immer warf sich ein Neuer ihm in den Weg, der Flur stopfte sich mit Leichen!

„Feuer!" schrie er seinen Leuten zu, „schießt mir den Kerl von der Mauer!"

Durchdringen konnten die Mozos nicht, aber sie feuerten auf Jeden, der auf die Mauer stieg, um die Sennora hinaufzuheben, und ihr über die Mauer zu helfen. Schon drei waren heruntergeschossen, ihr Schicksal aber schreckte nicht ab, ein Vierter stieg hinauf.

Der Sohn der Cagotin heulte wie ein wildes Thier vor Wuth, er fühlte nicht, daß die verwundeten Spanier, die im Todeskampf unter seinen Füßen lagen, mit ihren Messern nach ihm stießen und seine Beine zerfleischten. Er strebte vorwärts, immer vorwärts! endlich stand er auf der Schwelle, nur ein Spanier war noch vor ihm, aber Sennora Conception stand auf der Mauer.

„Feuer!" brüllte er, „Feuer! schießt das Weib nieder!"

Es schien vergebens, Keiner seiner Leute hatte mehr einen Schuß, heulend stieß der Lieutenant den Spanier nieder, der mit ihm focht, im selben Augenblick aber rissen

ihn seine Mozos in den Flurweg zurück und schleppten ihn mit Gewalt zurück auf den Markt, denn sämmtliche Spanier im Hof warfen sich unter lautem Feldgeschrei gegen die Thür, um die Flucht der Sennora zu sichern.

Der ganze Himmel war geröthet, auf dem Markt war Tageshelle, eine ganze Seite des Marktes brannte und von allen Seiten schmetterten Trompeten und wirbelten Trommeln, Kugeln pfiffen wieder aus den Fenstern der Häuser, gleichviel ob sie brannten oder nicht.

„Tod und Teufel! was ist das?" schrie der Lieutenant sich fassend; seine Mozos halfen ihm auf's Pferd und sein Trompeter blies „sammeln," ohne ihn zu fragen. Oberst Bazancourt ließ eine Compagnie vorrücken gegen die Straße, um der Cavallerie Zeit und Raum zum Sammeln zu verschaffen, aber es war zu spät.

Dicke Massen quollen die Straße herauf, Trommelschlag und Sturmmarsch, die Compagnie wurde im Nu geworfen und gesprengt: „Santiago y cierra España!" donnerte es durch die Reihen, „Santiago y cierra España!" antwortete es von allen Seiten. Langsam mit gefälltem Bayonnet rückten sechs Compagnieen vom spanischen Infanterie-Regiment Bourbon vor, rechts und links aber preschten portugiesische Caçadores und Miquelets zum Angriff vor gegen die ungeordnete und überraschte französische Cavallerie. Zu gleicher Zeit wurde das Gewehrfeuer aus den Häusern immer stärker, und Oberst Bazancourt mußte den Rückzug antreten, einen großen Theil seiner Leute, die nicht mehr zu ihm durchdringen konnten, ihrem Schicksal überlassend. Sein Rückzug aber mußte durch die Straße gehen, durch die er heraufgekommen, und

hier lichtete das Feuer aus den Häusern, die alle wieder besetzt waren, furchtbar seine Reihen. Die polnischen Lanciers schlugen sich oben am Eingang mit Todesverachtung, um seinen Rückzug zu decken, aber ihre Tapferkeit vermochte ihn nicht zu retten. Unten am Ausgang, der schwer und blutig erkauft war, empfing ihn neues Schlachtgewühl; die Spanier hatten seine Reserve am Flüßchen mit überlegener Macht angegriffen, sie hielt sich zwar noch, aber wenn es dem Obersten nicht gelang, sich sofort durchzuschlagen, so war er abgeschnitten und verloren. Der alte Mann kämpfte des Ruhmes französischer Tapferkeit würdig, aber jeder Schritt kostete Blut, und die Schaar um ihn wurde immer kleiner; was er noch an Dragonern hatte, war unberitten und, nach blutigstem Kampf geworfen, stäubte der Rest der polnischen Lanciers eben aus der Straße heraus; mit Mühe gelang es ihm, einige dreißig Reiter zu sammeln. Von allen Seiten knallten Schüsse, die, in den zusammengedrängten Haufen hinein gefeuert, ihr Ziel nicht verfehlen konnten; immer dichter schoben sich die Spanier zwischen ihn und seine Reserve, die auf beiden Seiten des Flusses angegriffen war, während zu gleicher Zeit der hallende Trommelschlag verkündete, daß die reguläre spanische Infanterie aus der Straße debouchire.

Da donnerte plötzlich Hufschlag von rechts her, Trompeten schmetterten, französische Trompeten, und ein Reiter parirte sein schnaubendes Roß dicht vor dem Obersten.

„Herr Oberst,“ rief eine keuchende Stimme, „ich habe einige dreißig Mozos, etwa eben so viel Lanciers und Dragoner gesammelt, lassen Sie Ihre Cavallerie zu mir

stoßen, ich werde die Hunde, die drüben debouchiren, attaquiren, schlagen Sie sich zur Reserve durch!"

„Gut, Lieutenant Escosura!" entgegnete der Oberst.

Die Trompeten schmetterten, die Trommeln lärmten und während der Oberst sich mit der Infanterie durch die spanischen Guerillas durchschlug, die dem Bayonnet der geschlossenen Colonne nicht widerstehen konnten, warf sich der Sohn der Cagotin mit den Resten der Cavallerie den Compagnieen des Regimentes Bourbon entgegen.

Aber er kam nicht zum Angriff; von zwei Escadrons der portugiesischen Caçadores, die der Sohn des britischen Lords Beresford führte, in die Flanke genommen, wurde seine Schaar niedergeritten. Nur Einzelne fochten. Als sich der Sohn der Cagotin erhob unter seinem gestürzten Roß, stand er vor der Fronte einer spanischen Compagnie, der eben „Halt!" commandirt war. Da er in einer Hand den Säbel, in der andern das Pistol hielt, sprang ein Offizier vor und rief ihm zu: „Waffen nieder, ergieb Dich!"

Der Sohn der Cagotin lachte hell auf; seine Pistole abfeuernd und den Offizier an der linken Schulter verwundend, sprang er mit einem wahren Tigersatz vorwärts und sein Säbel sauste schwer nieder; der spanische Offizier aber, seitwärts springend mit großer Gewandtheit, brachte ihm einen Kopfhieb bei, der ihm Hut und Schädel spaltete. Stöhnend sank der Lieutenant vornüber und griff mit den blutigen Fingern krampfhaft in die blutige Erde.

Ein alter Caporal, der, um seinem Offizier zu helfen, fast zugleich mit ihm aus dem Gliede gesprungen war, wendete den Cadaver mit einem Fußstoß um, das rothe Licht eines nahen Hauses, das in vollen Flammen stand,

fuhr über das von Pulverdampf geschwärzte, blutige Gesicht des Todten.

„Sennor Don Rodrigo!“ rief der Caporal, „Ihr habt ein gutes Werk gethan, dieser Hund, Sohn einer Hündin, ist der Teniente der Mozos de la Escuadra, Jayme Escosura, der Sohn der Cagotin!“

Schaudernd blickte Don Rodrigo von Vicalvar in das wilde Gesicht des Todten, dann commandirte er: „Adelante!“ und rückte bis zu dem Flüßchen vor.

Obrist Bazancourt hatte sich wirklich mit seiner Reserve vereinigt und mit ihr seinen Rückzug angetreten, aber das fortwährende Knallen der Schüsse verkündete, daß die Spanier ihm seinen Weg nur mit den Rosen bestreuten, die man auf solchen Wegen zu finden pflegt. Don Rodrigo ging nicht weiter vor, er erhielt Befehl, in die Stadt zurückzukehren. Die Guerillas und die leichten Reiter von Portugal waren hinreichend geachtet, den französischen Obristen auf seinem Rückzuge aufzureiben.

Während Don Rodrigo unter Trommelschlag in den Feudalflecken seiner Väter zurückkehrte, wo er von Jung und Alt mit lebhaftesten Zeichen der Freude empfangen wurde, lag ein verwundeter Offizier froftschauernd unter einem Baume, neben ihm sein erschossenes Pferd, die Lanze eines polnischen Reiters hatte ihm den Unterleib seitwärts zerrissen. Im halben Fieber betete der Offizier, der weder spanische noch französische Uniform trug, mit lauter Stimme; spanische Guerillas sammelten sich um ihn, sie wollten ihn tödten, denn sie hielten ihn seiner fremden Uniform halber für einen Franzosen, da sie aber an seinen gefalteten Händen sahen, daß er betete, so störten sie ihn nicht, sondern

beteten neben ihm. Da trat ein Mönch zu der Gruppe, der auf dem Schlachtfeld umherwanderte, seinen Landsleuten den letzten Trost zu spenden.

„Wer seid Ihr, Herr?" fragte der Mönch, ergriffen von dem Ausdruck wahrer Frömmigkeit in dem Gesichte des Sterbenden.

Der Mönch fragte spanisch, der Verwundete aber antwortete in einer Sprache, die Niemand verstand.

„Das ist nicht französisch," sagte der Mönch.

„Er ist kein Franzose," murmelten die Spanier.

„Es ist auch nicht englisch!" meinte ein alter Bursche, „ich kenne das!"

Der Mönch fragte noch einmal spanisch.

Dieselbe Antwort in derselben fremden Sprache.

Da kam dem Mönch plötzlich ein Gedanke.

„Num tu es Anglus, Domine!" fragte er lateinisch.

„Minime, Christianus sum!" antwortete der Verwundete sofort in derselben Sprache, „sum nobilis Marcanus et centurio in legione germanica regis Angliae, sum Christianus."

„Ein Edelmann von des Königs von England deutscher Legion!" rief der Mönch freudig.

„Er ist ein Christ!" betonten die Spanier, die nur das „Christianus" verstanden hatten.

Der Mönch kniete neben dem Verwundeten nieder, die wilden Krieger thaten ein Gleiches, der Mönch begann dann sein: Pater noster etc. Der Verwundete betete mit, erst laut, dann immer leiser, bis ihm die Stimme verging und er dahin sank und seinen letzten Seufzer auszuhauchen schien. —

„Ecce quomodo moritur Christianus!" sieh', so stirbt ein Christ!" rief der Mönch.

Ein alter Bursche aber trat vor und sagte: „Frommer Vater, dieser Mann ist nicht todt, er ist schlimm verwundet, aber lasset ihn nur hinauftragen zum Feldscheer, ich habe schwerere Wunden heilen sehen!"

„Du sprichst wohl, Perez, mein Sohn!" sagte der Mönch.

Die wilden spanischen Bergsoldaten faßten so sanft an, als möglich, und trugen den märkischen Edelmann hinauf zur Stadt.

Perez, der Besitzer der Posada im Gebirge, die wir im vorigen Capitel geschildert haben, ging neben dem Mönche her und flüsterte ihm zu: „ich kenne den Sennor, er kam mit dem Padre Thomas vor zwei Monaten etwa herauf zu uns, er ist ein Freund Spaniens, aber ich begreife nicht, damals verstand und sprach er spanisch!"

„Im Moment des Todes," erklärte der Mönch nach einigem Besinnen, „hat er alle Sprachen vergessen und nur seine Muttersprache und die Sprache der heiligen Kirche behalten, er ist ein gelehrter und frommer Herr!"

„Er sah aus, wie ein Heiliger, als er mit Euch betete, frommer Vater!"

„Er blickte in das Himmelreich, das Allen denen beschieden, die für die heilige Religion und unsre madre patria kämpfen!" entgegnete der Mönch ernst und zuversichtlich.

Sie kamen hinauf in die Stadt und trugen den todtwunden märkischen Edelmann in das Haus des Barbiers, das von den Flammen verschont geblieben. Ihr Eintritt

erregte allgemeines Erstaunen und Don Rodrigo von Vicalvar gab den ehrlichen Soldaten eine reiche Belohnung, als die anwesenden Chirurgen erklärten, die Wunde des Offiziers sei nicht tödtlich und derselbe werde genesen, wenn ihm eine aufmerksame und sorgfältige Pflege zu Theil werde und Gott der Vater seinen Segen gebe.

Sofort nahm Sennora Conception eine kleine Bank, stellte sie an das Kopfende des Feldbettes, auf das man den märkischen Edelmann gelegt, und sagte mit großer Würde: „Sennor Don Rodrigo, Ihr habt meinen Feind getödtet und mir das Leben gegeben, ich werde Eurem Freunde das Leben geben, indem ich ihn pflege!"

„Und dann?" fragte der Spanier.

„Ihr kennt meine Oheime!" entgegnete Conception mit niedergeschlagenen Augen, „Ihr wißt, daß sie Euch meine Hand nicht verweigern werden, nicht verweigern dürfen."

„Aber Ihr, Sennora, Ihr!" rief Don Rodrigo glühend.

„Don Joaquin wird mich zum Altar führen als erster Zeuge!" entgegnete die Spanierin leise, auf den Verwundeten deutend, und senkte ihr Köpfchen mächtig erröthend.

„Gebenedeit seiest Du, heilige Jungfrau vom Pfeiler!" sagte der Spanier, sich zurückziehend und den wunden Waffenbruder der Sorge der Geliebten überlassend.

Der Mönch, der den Offizier gebracht, empfing ihn an der Thür.

„Sennor Don Rodrigo," begann er, „lasset Ew. Wohlgeboren nicht unwillig werden, aber der Offizier, den ich Euch gebracht, hat meine Theilnahme erregt, sagt mir, weß Landes er ist und welche Vorfahren er sein nennt?"

„Frommer Vater!" rief der spanische Capitain, in

seinem Glück der spanischen Würde fast vergessend: „im fernen Norden herrscht ein König über ein weites Land voll tapferer Männer, der heißt der König von Preußen, der meint es mit der heiligen Kirche wohl, was Ihr schon daraus abnehmen könnt, daß er den frommen Vätern von der Gesellschaft Jesu ein Asyl eröffnete in seinen Staaten, als sie in allen andern Ländern gejagt wurden, wie wilde Thiere. Der Wahlspruch dieser Könige von Preußen, welche in ihrer Gegend sehr mächtig sind, heißt suum cuique! und darnach handeln sie so genau, daß sie überall die gerechten Könige genannt werden. Denkt Euch, frommer Vater, wenn diese Könige selbst etwas wollen von einem Unterthanen, und der will es ihnen nicht geben, so brauchen sie keine Gewalt, sondern gehen mit ihm vor ihr Gericht, was sie in ihrer großen Stadt Berlin haben, und unterwerfen sich dem Urtheil der Richter, das oft gegen sie ausfällt."

„Sie heißen mit Recht die gerechten Könige!" rief der Mönch bewundernd.

„Nun," fuhr Don Rodrigo fort, „auch der jetzt regierende Sohn dieser gerechten Könige ist im Kriege unglücklich gewesen gegen den gräulichen Usurpator, den sie den Kaiser über Frankreich nennen; er hat einen schlimmen Frieden schließen müssen. Weil nun aber der gerechte König Keinen zwingt, sondern Jedem das Seine giebt und gönnt, darum läßt er es zu, daß seine Edeln überall hingehen und den Feind Bonaparte bekämpfen, wo sie können, bis er sein Volk selbst unter die Waffen ruft gegen den Usurpator. Da ist nun mein theuerer Freund Don Joaquin, ein Sproß von dem großen Granden-Geschlecht der

Massow, das in den preußischen Ländern Mark und Pommern hoch angesehen ist, zu uns gekommen, um mit uns den Usurpator Bonaparte zu bekämpfen."

„Ich danke Ew. Wohlgeboren, Sennor Don Rodrigo," rief der Mönch enthusiastisch, „ich will unserm christlichen Volke erzählen von den gerechten Königen von Preußen, von den Königen, die Jedem das Seine geben, und alle Christen werden sich freuen, daß das Geschlecht der Gerechten noch nicht erloschen ist in Israel."

Der Mönch ging, nachdem er dem glücklichen Capitain seinen Segen gegeben.

Es war in den Nachmittagsstunden des folgenden Tages, da stand der alte Ziegenhirt auf der Anhöhe vor Mirbel wie am Tage zuvor, aber sein Antlitz leuchtete in stolzer Siegesfreude, denn er wußte längst, was geschehen war zu Vicalvar. Zween Mozos de la Escuadra hatte er Blut und Staub bedeckt vorüber reiten sehen am Mittage, er hatte bemerkt, daß sie ihre Pferde kaum mit unaufhörlichen Sporenstichen und flachen Säbelhieben vorwärts brachten. Jetzt sah er wieder Staubwolken aufwirbeln von Mirbel her und Staubwolken sah er von Vicalvar kommen.

Der Wind, der von Norden kam, trug ihm den Knall einzelner Schüsse zu; das schien den alten Mann zu electrisiren, er schlug den Mantel auseinander und zog das breite Messer, das er im Gürtel trug; dann blickte er nach Süden und sagte zu dem Knaben, der zu seinen Füßen lag: „vergiß nie, mein Sohn, daß Du ein Spanier bist, vergiß nie, daß Dir die Franzosen Vater und Mutter erschlagen haben, und jetzt gehe hin, so rasch Dich Deine

Füße tragen, und melde da unten dem Girolamo, daß die Ketzer aus Mirbel kommen, heute nur mit ein halb und ein halb!“

Der Knabe flog davon wie ein Pfeil.

Der alte Hirt aber betete und kreuzigte sich niederknieend, dann sprach er sonderbare Worte mit dem bösen Hunde, der zu seinen Füßen immer grimmiger knurrte.

Der Offizier, der in Mirbel commandirte, war in Folge der Ordres, die er durch Mozos de la Escuadra erhalten, mit einem Theile der Besatzung ausgezogen, um die Geschlagenen aufzunehmen. Aber das Schicksal seines Chefs hatte ihm Vorsicht gepredigt, er ging, feindliche Hinterhalte fürchtend, nur langsam vorwärts. So kam es, daß die Flüchtlinge von Vicalvar auf ihrer Flucht, denn Rückzug konnte man es nicht mehr nennen, eher an den Abhang kamen, auf dem der Schäfer stand. An der Spitze der Flüchtlinge, etwa zweihundert Infanteristen und zwanzig Cavalleristen stark, befand sich der Obrist Bazancourt; der alte Soldat war blutroth, ein Schlagfluß war ihm nahe; ein Soldat trieb das todtmüde Ulanenpferd, das der Obrist ritt, mit Bayonnetstichen vorwärts; dicht gedrängt marschirte die Schaar der Flüchtigen, denn der Feind war ihnen so auf der Ferse, daß Jeder, der auch nur zehn Schritte zurück blieb, auf der Stelle gefangen und massacrirt wurde. Der Verfolger waren nur noch Wenige, aber die Franzosen hatten sich vollständig verschossen. Als die Flüchtigen an dem Abhang ankamen, auf welchem der Ziegenhirte stand, rief ein Voltigeur grimmig: „Da steht das alte Unglücksgespenst von gestern noch!“ —

„Viva el rey! viva la santa religion!“ schrie der Hirte mit Donnerstimme und sprang den Abhang hinunter, drei Franzosen stieß er rechts und links nieder, dann war er an dem Obristen, riß ihn, der bereits völlig apathisch war, vom Pferde, schnitt ihm die Kehle durch und hauchte dann, von Bayonneten durchstoßen, auf dem Leichnam des Feindes sein Leben aus. In demselben Augenblicke aber hatten etwa zwanzig Ceçadores von den Verfolgern einen letzten Angriff gemacht, und nach allen Strichen der Windrose auseinander stob der Rest der Flüchtlinge von Vicalvar.

Neben dem Leichnam des Hirten lag zum Tode verwundet sein wilder Hund heulend.

Der Offizier, der aus Mirbel ausgerückt war, blieb erschrocken stehen, nur die Wenigen der Flüchtlinge, die bis zu ihm gelangten, konnte er aufnehmen, denn er mußte rasch zurückgehen, da sich rechts und links auf seiner Flanke Feinde zeigten und ringsum in der ganzen Gegend die Sturmglocken zu heulen begannen. Am andern Tage zog er sich aus Mirbel zurück, von allen Seiten harcelirt den ganzen Marsch über, bis er sich gegen Abend mit der Besatzung von Cerdavieja vereinigte und durch Truppen verstärkt wurde, die ihm von Urgel aus entgegengeschickt wurden. Da erst ließen die Spanier ab.

Das war das Rendezvous von Vicalvar!

Viertes Capitel.

Vor dem Parterre der Könige.

In einem Winkel des Brückenkopfes auf der engen Krämpfergasse zu Erfurt war ein kleiner Bäckerladen und darüber befand sich eine enge, unglaublich niedrige Stube mit einem wahrhaft ungeheuern Alkoven dahinter und einem sehr schmalen Vorsaal daran. Dieses winklige Appartement war im September des Jahres 1808 zu einem ziemlich hohen Preise an einen alten reichen Holländer, den Jonkher van der Dillen van Drecksnute, vermiethet, der zu seinem Vergnügen nach Erfurt gekommen war, um die vielen frischgekrönten Rheinbunds-Könige zu sehen und die Menge der andern fürstlichen Herrschaften, die sich dort versammelt hatten, der Zusammenkunft Napoleon's mit dem Kaiser Alexander von Rußland den größten Glanz zu verleihen.

Es war ein wundervoller Septembertag; der Kaiser Napoleon war am Morgen, von Gotha kommend, eingezogen in die alte Hauptstadt des Thüringerlandes, die von deutschen Fürsten und französischen Truppen wimmelte; vor dem Gouvernementshause, das sofort zu einem kaiserlichen Palais erhoben wurde, verkündete der Doppel-

posten von Grenadiers der Kaisergarde und Kürassieren, die zu Pferde schilderten, die Anwesenheit des mächtigen Gebieters; ein unerhörtes Leben tobte in der sonst so stillen Stadt, überall machte eine festlich gekleidete Menge abwechselnd mit französischen Truppen Spalier, und neben dem militairischen Enthusiasmus der Kaiser-Cohorten für ihren ruhmreichen Imperator blähete sich die widerwärtige Loyalität, welche die Behörden der Lande Erfurt und Blankenhayn für den aufgedrungenen Emporkömmling schmeichlerisch zur Schau trugen.

In dem obenerwähnten großen Alkoven, der nur durch eine kleine Lampe erleuchtet war, finden wir am Nachmittage einige Herren zusammen, die, in ernste Gespräche mit einander vertieft, auf- und abgehen in dem weiten, ziemlich wüsten Gemach, das nur mit einigen alterthümlichen Stühlen versehen ist.

„Die Zeit zum Handeln ist noch nicht da?" rief ein Herr im kräftigsten Mannesalter, mit kühnem Gesicht und durchdringenden Augen, der jedenfalls ein Soldat war, obwohl er bürgerliche Kleidung trug.

„Ein Joch, das wir mit Seufzen tragen, werden wir mit Jubel brechen, Herr von Dörnberg!" nahm ein junger blasser Herr das Wort, tröstend und zuversichtlich zugleich.

„Sie haben recht, lieber Herr Eichhorn!" rief der Freiherr von Dörnberg, der kampflustige Hesse, eifrig. „Sie haben recht, die Ungeduld frißt an meinem Herzen, und der Brief, den Sie mir vom Major von Schill gebracht, läßt mich glauben, daß es in Preußen, in Berlin ebenso steht." —

„Es ist dort ebenso," bestätigte der Kammergerichtsrath

Eichhorn, „aber Alles erwogen, hat man sich doch entschlossen, bis zum Frühjahr zu warten; wir wissen bestimmt, daß Bonaparte von hier aus nach Spanien geht, wo seine Angelegenheiten weit schlechter stehen, als man glaubt; wir wissen bestimmt, daß Oesterreich im Frühjahr los schlagen wird, und dann ist auch für uns die Zeit des Handelns gekommen.“

„Das wird ein furchtbar langer Winter werden!“ seufzte der hessische Edelmann.

„Und ein herrlicher Frühling der Helden und der Freiheit!“ sagte der Kammergerichtsrath Eichhorn.

„Ein blutiger Frühling gewiß!“ nahm ein dritter Herr das Wort, der bis jetzt schweigend dem Gespräch gelauscht. Die Beiden sahen den Sprechenden an.

Der fuhr leise lächelnd in einem Tone von Ueberlegenheit, der indeß zu ernst und trübe war, um verletzen zu können, fort: „Sie gehen rasch, meine theuren Herren, ich beneide Sie um Ihre stolze Zuversicht, um diese Herzen voll jugendlicher Hoffnungen, aber ich kann dieselben nicht theilen!“

„Ich weiß, Herr Graf, daß Sie den Bonaparte nicht für unüberwindlich halten!“ fragte Dörnberg forschend.

„Gewiß nicht, Herr Baron,“ erwiderte der Graf Bavel de Versay ruhig, „aber seine Stunde ist, wenn ich es verstehe, die Völker zu beurtheilen, noch nicht gekommen.“

„Und doch sind Sie es, durch den wir die Geldmittel zu unsern Unternehmungen zum Theil erhalten?“ fragte der Kammergerichtsrath Eichhorn lebhaft.

„Ich rede mit Männern, die gleich mir ihr Leben an die Befreiung ihres Vaterlandes von dem Joch eines frem-

den Eroberers zu setzen entschlossen sind, deshalb mag jede Zurückhaltung fallen," sagte Graf Bavel de Versay ernst und trat zwischen den hessischen Edelmann und den preußischen Kammergerichtsrath; „die Banner der vereinigten Provinzen in Niederland werden nicht eher wieder fliegen, bevor nicht Deutschland sich befreit hat; in der Stunde der Noth fühlen wir Niederländer wieder, daß wir zu Deutschland gehören und daß jede Staatsweisheit, die uns trennt von der gemeinsamen Mutter Deutschland, daß die eine Afterweisheit ist. Die Mutter Deutschland muß vorangehen, die Tochter Niederland wird ihr folgen, und Beide werden siegen und frei sein. Die Stunde wird kommen, — ob sie nahe ist, wie Sie glauben, meine theuren Herren, oder noch fern, wie ich überzeugt bin, der allmächtige Gott allein weiß es. Noch aber scheinen mir die Völkerstämme Deutschlands nicht in der Stimmung, in der sie zu gesammter Hand an's Schwert greifen. Das aber wird mich nicht hindern, den Auftrag zu erfüllen, den mir die holländischen Patrioten ertheilt und durch meinen Freund, den Jonkher van der Dillen von Drecksnute hier, —" der vierte Herr, der bis jetzt noch nicht gesprochen, trat näher heran und nickte ernsthaft — „erneuert haben. Mein Auftrag aber geht dahin, die niederländischen Patrioten von allen Bewegungen ihrer deutschen Brüder in Kenntniß zu setzen und jeden Versuch gegen Napoleon Bonaparte so lange mit niederländischem Gelde wenigstens zu unterstützen, bis es uns vergönnt ist, auch niederländisches Blut einzusetzen."

„Wenn Sie unser Unternehmen aber für hoffnungslos halten, Herr Graf," entgegnete der Freiherr von Dörnberg

mehr aufrichtig als klug, „so werfen Sie das niederländische Geld weg!“

Der Graf schoß einen hellen Blick auf die beiden Deutschen, dann sagte er gewichtig: „Jede große Sache muß zuerst ihre Märtyrer haben, ehe denn die Männer kommen, die sie zum Siege führen!“

„Ha!“ rief der Freiherr von Dörnberg lebhaft erregt, „es sei darum! ich bin bereit zum Märtyrertod für die Freiheit meines Vaterlandes, und gehe ich unter, so soll das allen Patrioten ein Pfand des einstigen Sieges sein!“

Der Kammergerichtsrath Eichhorn drückte dem Niederländer die Hand, in seinen Augen leuchtete ein Glanz, der dem Grafen verrieth, daß die Gefühle des ernsten Mannes nicht weniger heldenhaft und patriotisch als die des Freiherrn waren, wenn sie sich auch nicht so soldatisch aussprachen.

Nach einer Pause, welche hinlänglich bewies, wie mächtig die Empfindungen, welche diese Männerherzen bewegten, nahm der Freiherr von Dörnberg das Wort wieder und sagte, ein Blatt aus der Tasche ziehend: „Das ist die Adresse, welche die deutsche Stadt Erfurt heute dem französischen Kaiser überreicht hat; dürfte man diesen elenden Wisch für den wahren Ausdruck der Gesinnung halten, so würde ich mich freilich bedenken, für die Befreiung solcher Menschen zum Märtyrer zu werden. Das liegt auf den Knieen vor dem Tyrannen, das fleht um Wohlwollen, das kriecht und bettelt; mir ekelt vor dem Volk.“

„Nicht doch, edler Freiherr,“ warf Eichhorn eifrig ein, „das Volk hat nichts gemein mit diesen Kundgebungen, die von Furcht und Angst dictirt und von feilen Knechten ab-

gefaßt sind; mich werden diese Freudenbezeugungen draußen eben so wenig irre machen, wie diese im Knechtschaftspomp einherstolzirenden Reden; es giebt leider überall meisterloses Gesindel, das beklage ich, aber ich liebe mein Volk desto mehr. Eins ist mir allerdings auch sehr schmerzlich gewesen, man hat mir da eine Adresse der Universität mitgetheilt, hier —" der Kammergerichtsrath las: „Dem heiligen Namen, der Alles in sich faßt, was das Menschengeschlecht erhält, schützt und ihm hilft, Napoleon, dem kein Augenblick des Lebens thatenleer vergeht, der die Quelle alles Großen und Vortrefflichen ist, der über den Größten und Höchsten erhaben steht, dem der ganze Erdkreis in stummem Erstaunen huldigt, dem Unüberwindlichen — so steht es hier, und unter diesen Worten, die den fremden Eroberer feiern in Ausdrücken, wie sie dem allmächtigen Gotte allein zukommen, finde ich auch die Namen von Geistlichen, das erfüllt mich mit Schmerz nicht nur, sondern mit Grauen!"

Der Freiherr von Dörnberg ging heftig erregt auf und ab.

„Ich begreife und theile Ihren Schmerz, Herr Eichhorn!" sagte der Graf ernst.

„Und ich möchte mich über dieses Blatt freuen, Mynher!" bemerkte der Jonkher van der Dillen van Drecksnute, „denn in tiefere Entwürdigung kann das Volk nicht gerathen, es muß nun die Stunde nahe sein, wo es sich wieder erhebt."

„Und höher kann Napoleon Bonaparte nicht steigen!" rief Dörnberg heftig. „Die Stunde muß nahe sein, wo das Heruntersteigen an ihn kommt!"

„Ein Mann wie Bonaparte steigt nicht herab, er fällt!“ sprach der Graf ernst.

Da schlug ferner Kanonendonner an das Ohr der Patrioten, sie horchten auf.

„Er holt den russischen Kaiser ein,“ erklärte Dörnberg, „bei Mönchenholzen stehen die Salutbatterieen —“

Neuer Kanonendonner, ganz in der Nähe, erschütterte das Haus, und zugleich begann das festliche Geläut aller Glocken der Stadt.

„Die Kanonen vom Petersberge antworten!“ fuhr der Freiherr fort.

„Gehen wir vorn in mein Zimmer,“ lud der Jonkher ein, „wir sehen den Einzug bequem!“

„Ich darf mich nicht so öffentlich zeigen!“ meinte der Graf.

„Stellen Sie sich hinter uns, das Fenster ist so nur eng und klein, Sie brauchen nicht zu fürchten, daß man Sie sieht!“

Die vier Patrioten standen in dem niedrigen Gemach und blickten auf die schmale Krämpfergasse, durch welche der festliche Zug in die Stadt mußte, da der Kaiser von Rußland von Weimar kam. Von allen Seiten hörte man Kanonendonner und Glockengeläut, das Vivatrufen der Menge und das massenhafte: vive l'empereur! der Truppen. Endlich verrieth dumpfes Krachen und scharfes Klirren das Nahen einer Cavalleriemasse, und gleich darauf gingen vier Mann hoch, die schmale Straße völlig sperrend, mehrere Schwadrons leichter und schwerer Cavallerie in scharfem Trabe über die Brücke und die Straße hinunter.

„Das ist Er!“ sagte der Freiherr von Dörnberg plötzlich.

Ueber die Brücke ritt auf einem hochbeinigen braunen Engländer der Imperator, wie gewöhnlich, in der grünen Uniform der Chasseurs der Kaisergarde, den kleinen Hut auf dem Kopf und in seinem Gesicht einen Ausdruck von Stolz und Zufriedenheit, der aus dem Gefühl hervorgehen mochte, daß er den Kaiser Rußlands empfing in der Mitte Deutschlands, aber doch in seiner Stadt.

Der Kaiser Alexander sah ebenfalls heiter und zufrieden aus, er trug Stern und Band der französischen Ehrenlegion.

Die Kaiser ritten langsam, hinter ihnen eine große Anzahl von Fürsten und Prinzen.

Der Freiherr von Dörnberg kannte Alle. „Der elegante Reiter dort mit den wilden kleinen Augen,“ erklärte er, „ist der Großfürst Constantin von Rußland, des Kaisers Bruder, da neben ihm sein Schwager, der Erbprinz von Weimar; der schöne Mann, der so stattlich zu Pferd sitzt, ist der Prinz Leopold von Coburg. Da kommt der Herzog Carl August von Weimar, als ich ihn das letzte Mal sah, trug er preußische Uniform. Da ist Ihr Prinz, Herr Eichhorn, der Prinz Wilhelm von Preußen.“

„Gott segne den edeln, frommen Herrn!“ sagte Eichhorn leise, „wie trübe er aussieht!“

„Der dort ist der Herzog von Oldenburg, neben ihm reitet Herzog Wilhelm von Baiern, ein großer Verehrer Napoleon's. Der da mit dem Lockenkopf ist der wunderliche Herzog August von Gotha, neben ihm Napoleon's getreuer Berthier, der Prinz von Neufchatel, Vice-Connetable von Frankreich. Da der stattliche Herr unter den russischen Generalen ist Herzog Caulincourt von Vincenza.

Sehen Sie sich den an, das ist Savary, der neue Herzog von Rovigo, eine gefürchtete Person; wie grimmig und glatt zugleich der Mensch aussieht! Den Küraßier da kenne ich auch, es ist der tapfere General Nansouty, der besten Degen einer im französischen Heere. Da, der alte, gute Herzog von Deßau, der Fürst von Reuß, der Fürst von Schwarzburg. Oh! Deutschland! Deine Fürsten alle, alle im Gefolge und unter den Generalen des fremden Kaisers! Da neben dem Marschall Mortier reitet der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Baron von Vincent, dem mag nicht wohl sein in diesem Zuge!"

Die Reiter waren endlich vorüber, aber der Zug war noch lange nicht zu Ende, denn nun kamen Wagen in langer Reihe, prachtvolle Carossen, reich geschirrte Rosse, geschmückte Vorreiter, prächtige Stallmeister an den Schlägen reitend. Als sich der erste Wagen näherte, sagte der Freiherr von Dörnberg: „Wer ist das in weißer Uniform? Ah! das sächsische Wappen am Schlage, der König Friedrich August, trägt auch die Ehrenlegion, sein Minister Graf Bose und sein Stallmeister Graf Marcolini. Das ist die Majestät von Baiern; giebt es einen schärfern Gegensatz als dieses edle offene Gesicht des Königs Max Joseph und diese kalten, glatten, gekniffenen Züge seines Ministers Montgelas? der Offizier ist der Graf Reuß, General-Adjutant des Königs. Und nun, das ist Würtemberg's hochgewaltiger Herr; es hat noch nie einen so dicken König gegeben, wie diesen ersten von Würtemberg, aber es ist ein eigensinniger Fürst, der selbst Napoleon gegenüber den Souverain macht; von den Herren ihm gegenüber kenne ich nur den Grafen Salm. Die schöne Dame, die

nun kommt, ist die Königin von Westphalen, neben ihr die Gräfin Buchholz, der eine Herr ist der Graf Truchseß, ihr Stallmeister, der andere der Minister Graf Fürstenstein, ein gescheuter Herr, mit dem man verkehren kann, wenn er nur kein Franzose wäre! Das ist die Equipage des Fürsten-Primas, der gute Dalberg, er war einst Landesherr hier in Erfurt als Coadjutor des Erzbischofs von Mainz, findet gewiß alte Bekannte genug hier!"

Schier endlos war die Reihe der Equipagen fürstlicher und anderer hochgestellter Personen, starke Abtheilungen von Cavallerie, Infanterie und Artillerie schlossen den Zug.

Es war am späten Nachmittag, als der Einzug vorüber und der Kaiser Alexander von Rußland in dem Triebelschen Hause auf dem Anger abgetreten war. Wie vor dem Gouvernement standen vor seiner Thür Doppelposten von Cavallerie und Grenadiers. Die Könige und der Fürst-Primas, der die königlichen Ehren hatte, bekamen nur Posten von Grenadiers, die anderen hohen Personen Posten von leichter Infanterie. Es wurde die strengste Etikette beobachtet.

Als die Nacht anbrach, wurde die ganze Stadt glänzend illuminirt und die vielen Transparente mit Inschriften oder symbolischen Figuren gaben Kunde, daß nicht allein der Befehl diese Illumination veranstaltet hatte, nein, viele Häuser bewiesen, daß ihre Bewohner, von dem Glanz Napoleons geblendet, ihr Vaterland vergessen hatten in der Bewunderung des großen Eroberers.

Ein altes Haus vor den Graden, zur hohen Lilie genannt, herbergte die Königin von Westphalen. Aus diesem Hause kam kurz vor zehn Uhr ein Offizier in Uniform

und ging auf einen Verhüllten zu, der schon eine Weile vor dem Hause auf und abgegangen war und bei der Annäherung des Offiziers stehen blieb.

„Guten Abend, Dörnberg!“ sagte der Offizier.

„Guten Abend, Uslar!“ antwortete der Verhüllte.

„Jerôme kommt morgen!“

„Ich weiß es, doch laß uns einige Straßen gehen, ich habe Dir einiges mitzutheilen.“

„Der wackre Minnigerode, der Paris und die Franzosen kennt, wie seine Heimath, Du weißt, daß er während und kurz nach der Revolution dort war, hat mich besucht, er war zwei Stunden bei mir, er versichert, daß die Unzufriedenheit in Frankreich täglich größer wird und daß die Royalisten wieder anfangen, sich zu regen!“

„Ich gebe darauf nichts,“ entgegnete Dörnberg trocken, „Minnigerode ist ein braver Mensch, aber er hat so lange unter den französischen Royalisten gelebt, daß er völlig in den Illusionen dieser armen Leute befangen ist. Seit vier Jahren erzählt er mir jedesmal, so oft ich ihn sehe, daß die französischen Royalisten anfangen, sich zu regen. Eitles Gerede; die Royalisten in Frankreich mögen den Sturz Bonaparte's wünschen, ich bin überzeugt davon, aber sie werden ihn nicht stürzen. Erst muß der Welteroberer besiegt sein, dann erst können in Frankreich erfolgreiche Bewegungen stattfinden. Ich habe Dir einen Gruß zu bringen von einem andern Manne, den ich heut gesehen habe, — er hat Dich in Hildesheim kennen gelernt und schätzt Dich, — von dem preußischen Kammergerichtsrath und deutschen Manne Eichhorn!“

„Ah! Eichhorn, oh ich schätze ihn hoch, ein Mann

voll Geist und Gemüth!" entgegnete der Offizier rasch, „es ist mir eine wahre Freude, daß er sich meiner erinnert!"

„Und Du fragst nicht, was beschlossen ist?"

„Du weißt, Dörnberg, daß Du auf mich zählen kannst, ich bin Soldat, und Du bist mein Chef, ich habe gehorchen gelernt und Dir gehorche ich blind, denn ich bewundere Dich!"

„Du bist sehr freundlich," entgegnete Dörnberg, dem Freunde herzlich die Hand drückend, „aber unser Vorhaben ist bis auf den Frühling vertagt."

„Ich bin zu jeder Stunde bereit! weißt Du übrigens," fuhr Uslar leichter fort, „daß unsere hohe Dame in einem klassischen Hause wohnt? König Gustav Adolph herbergte während des dreißigjährigen Krieges in dem Hause zur hohen Lilie vor den Graden und seine Leiche wurde nach der Lützower Schlacht in dem großen Saale auf dem Paradebett ausgestellt; auch seine Gemahlin logirte dort. Der Hausherr erzählte mir das mit großem Stolze."

„Und heute ist er eben so stolz, den König Jerome zu herbergen, ich wette darauf!" sagte Dörnberg schneidend.

„Du bist hart gegen die armen Leute!" begütigte Uslar.

„Oh, nein!" entgegnete Dörnberg wegwerfend, „sollen diese guten Leute nicht stolz sein, den Bruder des Mannes zu herbergen, in dessen Gefolge sie Deutschlands Fürsten galoppiren sehen? Nun, König Jerome und König Gustav Adolph, sie sind zwar etwas verschieden, aber es sind doch beides Könige."

Uslar brach solche Gespräche gern kurz ab, denn die gereizte Stimmung Dörnberg's war auf freier Straße un-

ter einem Gewoge von Menschen nicht ganz ungefährlich; er machte den Freiherrn auf die wirklich geschmackvolle Illumination der Freimaurerloge aufmerksam, aber Dörnberg's deutsches Herz war voll bis zum Ueberfließen, und Alles, was er sah, stachelte seinen Haß gegen die französische Herrschaft. Auf den Giebeln der Loge las man in ellengroßen Buchstaben: Napoléon, l'Unique und Josephine la Bien-aimée. Diese Inschriften fand der deutsche Freiherr außerordentlich passend, repetirte sie aber so sarcastisch, daß sie einen ganz andern Sinn bekamen.

Die Freunde gingen weiter, und bei jeder neuen Inschrift fand Dörnberg Gelegenheit, seinem Grimm in stachlichen Worten Luft zu machen.

Hier las man:

Gäb's jetzt noch einen Göttersohn,
So wär's gewiß Napoleon.

Dort erklärte ein Kaufmann pathetisch:

Handel und Wandel macht blühend das Land,
Mehr noch Napoleon's Herz und Verstand.

Am meisten ärgerte sich Dörnberg über die Verse:

A Napoléon faute d'argent,
Nous faisons de nos coeurs présent.

Allerdings waren die meisten dieser Inschriften geschmacklos genug und in dem schlechtesten Sinne schmeichlerisch, so daß die Empörung des deutschen Freiherrn leichtes Spiel hatte, aber Uslar traf gewiß das Richtige, wenn er seinem Freunde sagte: „Zähle die Inschriften, Straße auf, Straße ab, Du findest höchstens ein paar Hundert, ziehe die davon ab, die Du als officielle betrachten mußt, dann wirst Du

etwa hundert behalten, welche auf die Rechnung schlechter Kriecherei und alberner Vergötterung kommen, wie wenig aber ist das? Ich bin überzeugt, daß tausend Herzen in dieser Stadt heute kummervoll seufzen, daß tausend trübe Blicke in dieses Lichtmeer fallen; Freund, es ist die Zeit, in welcher die Gemeinheit zur Parade geht und der Patriotismus schweigend sein Haupt verhüllt."

„Das ist aber eine schlechte, erbärmliche Zeit!" zürnte Dörnberg.

„Sie ist bald zu Ende!" sagte eine tiefe Stimme hinter den Freunden.

Die Beiden wendeten sich um, ein Mann ging an ihnen vorüber, ein Handwerker, wie's schien, er legte den Finger auf den Mund und verschwand in der Menge.

„Das war die Stimme des Volkes!" sagte Uslar ernst.

Der Freiherr war still und nachdenklich, er ging schweigend neben seinem Freunde her.

Vor dem Gouvernementsgebäude, wo der französische Kaiser wohnte, war das Gedränge am größesten; wie eherne Kolosse hielten die Kürassiere dort, die Helme und Harnische von Lichtschimmer überstrahlt; auf dem Balcon stand eine Anzahl kaiserlicher Pagen in ihren dunkelgrünen, reichgestickten Galakleidern mit den goldenen Bändern auf der Achsel; Schaaren kaiserlicher Dienerschaft, ebenfalls reich in Grün und Gold, drängten sich auf der Haupttreppe; das Gewehr im Arm wandelten stolz und schweigend die Grenadiers auf und ab.

Inmitten dieses Gedränges standen die beiden Freunde plötzlich vor einem Herrn, der, mit einem Reisemantel und einer Reisemütze bekleidet, vergebens durch die dichte Masse,

die sich vor ihm und um ihn hin und her schob, zu arbeiten versuchte. Graf d'Anethan d'Entraguês war bleicher als gewöhnlich, man sah ihm die Fatigue einer langen Reise an; er fluchte leise über die Hindernisse, die das Gedränge seinem Fortschreiten entgegensetzte.

„Ich kann nicht mehr," sagte er bittend zu den beiden Freunden, als er bemerkte, daß diese ihn ansahen, „ich habe sechs Meilen zu Pferde gemacht und nun kämpfe ich seit einer halben Stunde gegen dieses Gedränge, in welchem ich immer wieder die Richtung verliere."

„Wohin wollen Sie, mein Herr?" fragte der Hauptmann von Uslar höflich.

„Zu dem Hause des Kaufmanns Lange auf dem Anger!" entgegnete Graf d'Entraguês.

„Folgen Sie uns!"

Die Deutschen gingen voran und d'Anethan bemerkte den mißtrauischen Blick nicht, mit welchem ihn der Freiherr von Dörnberg musterte. Außerhalb des Gedränges bezeichnete Uslar dem Fremden seinen weiteren Weg genau, und dieser entfernte sich mit vielen höflichen Worten des Dankes.

„Du bist in der That sehr höflich, mein lieber Uslar!" sagte Dörnberg.

„Ich hörte an der Aussprache des Fremden, daß er ein Franzose," entgegnete der Hauptmann gleichmüthig, „und ich habe es nie vertragen können, daß diese Franzosen uns für unhöflich erklären, sich allein für wahrhaft höflich haltend."

„Sehr gut," rief der Freiherr bitter lachend, „wenn sich der Kerl Deiner Höflichkeit erinnert, wird er sagen:

Da fand ich einen Deutschen, der fast so höflich war wie ein Franzose! Das ist Deine Belohnung! He! bist Du zufrieden damit?"

„Laß das," entgegnete Uslar halb ärgerlich, „mir geht etwas anderes durch den Kopf, ich bin überzeugt, daß wir unsere Höflichkeit an einen Agenten Talleyrand's verschwendet haben."

„Hole ihn der Teufel!" murrte Dörnberg, „aber wie so?"

„Der Mann war offenbar kein Soldat, ein kaiserlicher Courier war er auch nicht, und doch hat er sechs Meilen zu Pferde gemacht!"

„Ganz recht, aber ich begreife doch nicht!" sagte Dörnberg ungeduldig.

„Bei dem Kaufmann Lange am Anger logirt der Vice-Groß-Wahlherr des Kaiserreichs, der Fürst von Benevent!" versetzte Uslar ruhig.

„Ah! das ist schade, daß Du mir das nicht eher gesagt hast," meinte Dörnberg, „eines solchen Kerls wegen wäre ich nicht einen Schritt gegangen."

„Ich glaube Dir's," lachte Uslar, „aber thu mir den Gefallen und gehe jetzt einige Schritte, daß wir endlich ein Abendessen bekommen und eine Flasche Wein, denn ich fühle, daß ich der Stärkung außerordentlich bedürftig bin."

Während sich die beiden deutschen Herren entfernten, um ein Abendessen zu suchen, hatte Graf d'Anethan d'Entraguês, der wirklich im höchsten Grade erschöpft war, den Anweisungen Uslar's folgend, glücklich die Wohnung des Fürsten von Benevent erreicht und war dort sofort zu dem Secretair Salmon geführt worden, der mit Talley-

rands geheimer Correspondenz betraut war und die Privatpolizei des mächtigen Mannes leitete.

„Wo kommen Sie her, Herr Graf?“ fragte der jüdische Secretair wirklich erstaunt, und kam dem Eintretenden entgegen.

„Wir sind allein?“ fragte d'Anethan dagegen.

„Würde ich Sie wohl sonst so fragen?“ entgegnete Salmon mit leichtem Vorwurf.

„Nun denn, ich komme von Wien und Prag!“

„Und Sie bringen Nachrichten, welche Sie keiner Chiffre anvertrauen wollten!“ Die kleinen Augen des Secretairs funkelten.

„So ist es, aber —“ der Graf sah sich um — „ich sterbe vor Müdigkeit und Hunger!“

Talleyrand's Secretair leitete den Grafen sofort mit großer Beflissenheit zu einem Divan und verschwand dann, um im nächsten Augenblick mit einer Platte zurückzukehren, auf welcher kalte Speisen servirt waren und mehrere mit Wein gefüllte Pocale.

Die Hast, mit welcher der Graf einige Bissen zu sich nahm, die Eile, mit welcher er die Pocale leerte, obwohl jeder derselben eine andere Weinsorte enthielt, bewiesen dem Secretair, der seinem unvermutheten Gaste aufmerksam zusah, wie sehr derselbe in der That dieser Stärkung bedürftig sein müsse.

Herr Salmon that nichts, um die Thätigkeit des Grafen zu stören, dieser selbst aber sagte, immerfort essend: „Setzen Sie sich hier zu mir, Herr Salmon, ich habe in Wien in Erfahrung gebracht, daß der Kaiser Napoleon

sich irrt, wenn er glaubt, daß man dort nichts weiß von seiner Absicht, einen Feldzug in Spanien zu machen!"

Talleyrand's Secretair zuckte mit den Achseln, d'Anethan bemerkte es ohne aufzublicken von seinem Teller. „Ich weiß," sagte er, „was Sie sagen wollen, aber Oesterreich wird sich nicht an Rußland kehren, es fürchtet die Freundschaft des Kaisers Alexander für Napoleon weit weniger, als man hier zu glauben scheint, Oesterreich kümmert sich auch wenig um diese Rheinbunds-Könige; ich sage Ihnen, Oesterreich wird losschlagen, sobald der Kaiser Napoleon in Spanien engagirt ist."

„Also rüstet Oesterreich im Stillen?" fragte der Secretair.

„So ist es!"

„Haben Sie mit unserem Gesandten in Wien verkehrt?"

„Halten Sie mich für ein Kind?"

„Und wenn ich fragen darf, woher haben Sie, Herr Graf, diese wichtigen Nachrichten?" Der Secretair stand auf.

Der Graf schob seinen Teller zurück und entgegnete leise lächelnd: „Ich habe Verständnisse in der Umgebung des Herzogs von Braunschweig-Oels angeknüpft; dieser Herzog wird eine Rolle spielen, verlassen Sie sich darauf; er sammelt ganz im Stillen an der böhmischen Grenze ein Corps, er unterhält Verbindungen mit seinen schlesischen Besitzungen und mit seinen Anhängern im Herzogthum Braunschweig. Ich sage Ihnen, in ganz Norddeutschland sind Agenten thätig, meist Preußen, und selbst in Kassel, der Hauptstadt Jerome's, muß etwas vorgehen im Stillen, was ich zwar nicht beurtheilen kann, was aber sicher nicht

günstig für den Kaiser ist. In Böhmen laufen gegenwärtig die Fäden einer Menge von Unternehmungen zusammen; ich kann nicht sicher wissen, wie weit diese Fäden reichen, ich kann nicht beurtheilen, in wie weit diese Unternehmungen wirklich gefährlich sind, jedenfalls aber handelt es sich dabei um keine Kleinigkeit, und sicher ist, daß alle diese Pläne an eine nahe bevorstehende Schilderhebung Oesterreichs anknüpfen. Sie wissen selbst, Herr Salmon, daß man in diesen Dingen Vieles erfährt, sieht, weiß, was in seiner Gesammtheit eine Ueberzeugung giebt, wenn auch das Einzelne, allein und für sich betrachtet, unwichtig oder gleichgültig erscheint."

„Nähere Details würden Sie also wohl nicht geben können?" fragte der Secretair vorsichtig.

„Eine oder die andere Einzelnheit, o ja! warum nicht?" meinte der Graf sich besinnend, „aber das kann zu nichts dienen; jedenfalls ist der Fürst, wenn ihm meine Ansicht wirklich unglaublich erscheint, auf mehreren Punkten außerordentlich schlecht bedient."

„Und diese Punkte sind?"

„Kassel, Braunschweig und Berlin."

„Kassel? das wäre doch sonderbar!" entgegnete der Secretair sinnend, „in Braunschweig haben wir seit längerer Zeit keinen Agenten."

„Das ist ein Fehler!" warf der Graf ein.

„Ich gebe es zu!" sagte der Secretair, „und was Berlin betrifft, muß ich bekennen, daß ich vielleicht zu wenig Gewicht auf die Berichte des Herrn Beireis gelegt habe."

„Daran haben Sie aber sehr Unrecht gethan!" rief der Graf ärgerlich.

„Es ist möglich, aber der Herr berichtet in der That Dinge, die über mein Fassungsvermögen hinausgehen; soll ich glauben, was dieser Herr berichtet, so ist uns Preußen in diesem Augenblick gefährlicher als vor seinen Niederlagen, und man hat einen großen Fehler begangen, es bestehen zu lassen; aber es ist doch nicht denkbar, daß dieser niedergeschmetterte, der Hälfte seiner Provinzen beraubte und ausgesogene Staat im Ernst auf einen Bruch sinnen sollte."

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr!" warnte der Graf, „ich habe ein Stück von diesem Preußen kennen gelernt."

„Sie müssen den Fürsten noch diese Nacht sprechen!" sagte der Secretair entschlossen.

„Das wäre mir lieb."

„Noch Eins! Sind Sie auf englische Agenten gestoßen?"

Der Graf lachte.

„Sie lachen?"

„Soll ich nicht!" antwortete dieser, gut gelaunt, dem ärgerlichen Secretair, „oder wissen Sie wirklich nicht, daß in Wien zur Zeit wahrscheinlich schon ein Subsidien-Vertrag mit England abgeschlossen ist?"

„Der kaiserliche Gesandte in Wien stellt es beharrlich in Abrede!"

Der Graf zuckte verächtlich mit den Achseln.

„Wissen Sie etwas Bestimmtes?"

„Ich weiß, was ich sage, bestimmt," sagte der Graf, „ich kann das Handelshaus namhaft machen, das auf die erste Ordre aus England sofort eine bedeutende Geldsumme zahlen wird."

Der Secretair ging einige Augenblicke schweigend im Zimmer auf und ab, dann sagte er, stehen bleibend: „Ma-

chen Sie sich's hier so bequem, als möglich, ruhen Sie, bis ich Sie abhole, ich gehe zum Fürsten. Sie entschuldigen, daß ich diese Thür abschließe, man braucht Sie hier nicht zu sehen!"

Der Graf nickte und warf sich bequem in die Kissen zurück, um zu schlafen; der Secretair verließ das Zimmer durch eine Nebenthür.

Kaum hatte Salmon die Thür hinter sich geschlossen, als die tiefen Athemzüge d'Anethan's anzeigten, daß der Schlaf über ihn gekommen. Derselbe hatte die Strapazen seiner letzten Reise und seine Ermüdung nicht übertrieben, denn er schlief fast zwölf Stunden ununterbrochen. Dafür war er desto frischer und munterer, als ihn Salmon am Mittag des folgenden Tages weckte, um ihn zu dem Fürsten von Benevent zu führen.

Der Graf hatte eine Unterredung von langer Dauer mit Talleyrand und verließ dessen Gemach ziemlich nachdenklich, um sich zunächst von Salmon eine bedeutende Geldsumme auszahlen zu lassen und sich dann nach dem kleinen Gasthofe zu begeben, in welchem er am Tage zuvor bei seiner Ankunft abgetreten. Obgleich der Agent auf seinem Wege dorthin mit gewohnter Schärfe beobachtete und musterte, so weilte er mit seinen Gedanken doch noch immer bei seiner Unterredung mit Talleyrand.

„Der Fürst kann nicht glauben," sagte er zu sich selbst, „daß mir die eigentliche Bedeutung seiner Reden entgangen, er konnte mich nicht für so einfältig halten, er muß wissen, daß er mir eigentlich gesagt hat: das Napoleonische Kaiserthum nähert sich seinem Ende und ich muß mich für die Zukunft möglich machen! Nun, Diejenigen, die ihm helfen

sich für die Zukunft möglich zu machen, werden in seiner Zukunft auch nicht unmöglich sein! Offenbar will der Fürst nicht, daß Napoleon über die Rüstungen Oesterreichs und die geheimen Bewegungen in Nord-Deutschland unterrichtet wird; Talleyrand will also auch, daß der Kaiser diesen spanischen Feldzug unternimmt — man könnte das Verrätherei nennen, indessen, was geht das mich an? Ich habe diesem Napoleon nichts zu danken, ich bin ihm nicht verpflichtet, ich glaube nicht an seine Zukunft, nicht an den Bestand seines Reiches, ich glaube an eine Wiederkehr der Bourbonen auf ihren Thron. Fouché ist gleicher Ansicht, was Talleyrand glaubt, weiß ich nicht, keinenfalls aber an eine lange Dauer des Kaiserthums, darin stimmen wir drei also überein, und ich denke keinen falschen Schritt gethan zu haben, daß ich mich an die Großmuth meines schönen Weibes gewendet, um durch sie mich den Bourbonen auf's Neue zu nähern. Seltsam, seit Claire nicht mehr bei mir ist, fühle ich eine Art von Sehnsucht nach ihr zuweilen in meinem Herzen erwachen. Es ist mir von Zeit zu Zeit, als hätte ich sie geliebt, oder als würde ich sie lieben. Doch damit fort. Fouché ist offenbar der Ansicht, daß man den Sturz des Kaisers beeilen könne, indem man ihn so verhaßt als möglich macht; der Mensch ist kühn genug, an dem Sturz des Kaisers in dieser Weise zu arbeiten. Talleyrand thut das nicht, aber er sieht weit und ist im Voraus gefaßt auf Alles; nun, er sagt dem Kaiser nicht Alles, was er sieht und erfährt, ich sage dem Fürsten nicht Alles, was ich weiß und was ich thue!"

In seinem kleinen Gasthofe fand d'Anethan kaum ein stilles Plätzchen, an welchem er einige Notizen schreiben

und sich dann zu der Vorstellung im Theater umkleiden konnte. Talleyrand hatte es ihm zur besondern Pflicht gemacht, dieser Vorstellung beizuwohnen und den österreichischen Feldmarschall-Lieutenant Baron von Vincent zu beobachten. Der Fürst von Benevent war zweifelhaft über diesen Offizier, er wußte nicht recht, ob er in ihm wirklich nur einen einfachen Soldaten vor sich hatte. Talleyrand hielt es für nicht unwahrscheinlich, daß das Wiener Cabinet, um den Kaiser um so sicherer zu machen, einen Mann nach Erfurt geschickt haben könnte, der, lediglich mit seinen militairischen Pflichten beschäftigt, selbst keine Ahnung hätte von den Plänen und Absichten seiner Regierung.

Graf d'Anethan sah sich genöthigt, nach sieben Uhr Abends in seidenen Unterkleidern und seidenen Strümpfen zu Fuß nach dem Theater zu gehen, da ein Wagen nicht aufzutreiben war. Der Zudrang zu dem Theater war übrigens nicht groß, da um sechs Uhr schon alle Zugänge durch starke Posten der kaiserlichen Garde besetzt waren. Auch konnte Niemand Billets kaufen, dieselben wurden durch den kaiserlichen Intendanten mit großer Auswahl vertheilt, und Galakleidung war nothwendig, um selbst mit einem Billet Zutritt zu erhalten. Nur die Offiziere der kaiserlichen Garde, so wie die Cavaliere und Damen der anwesenden hohen Herrschaften durften ohne Billet eintreten.

Der Graf hatte eben den Vorhof des Schauspielhauses erreicht, der durch lange Reihen von Lämpchen, die längs der Mauern und Schwellen am Boden standen und durch große Laternen so hell erleuchtet war, daß man jeden einzelnen Pflasterstein erkennen konnte, als die ersten fürst-

lichen Equipagen vorfuhren. Während die Wachen präsentirten, eilte d'Anethan, in den Saal zu gelangen, wo er von einem kaiserlichen Fourier ehrerbietig in das Parterre geführt wurde, als er das blaue Billet vorzeigte, das er von dem Fürsten von Benevent selbst erhalten hatte.

Das Parterre war der Ehrenplatz, es war mit grünem Sammet ausgeschlagen und mit Stühlen und Lehnstühlen besetzt. Nur ganz vorn an der Bühne standen vor einer niedrigen Schranke, die mit Scharlachtuch behangen und mit dem kaiserlichen Wappen verziert war, drei Lehnstühle allein, um welche etwas Platz freigelassen war. Im Parterre waren bei d'Anethan's Eintritt nur wenige Personen, fremde Gesandte, hohe kaiserliche Hofbeamte, einige deutsche fürstliche Herrschaften mit ihren Ministern. Der Saal war glänzend erleuchtet; es boten die Logen, welche Damen in den reichsten Toiletten und Offiziere in den glänzendsten Uniformen füllten, einen prächtigen Anblick. Auf den Gallerien sah man die Notabeln Erfurts und der Umgegend, besonders aber die Kaufleute der Stadt, welche sich in blauen Röcken mit rothen Aufschlägen und goldener Stickerei als Ehrengarde für den Kaiser stattlich genug uniformirt hatten.

Die Musik befand sich in einer Loge links von der Bühne.

Nach und nach füllte sich das Parterre, die Fürsten und Könige, für die es hauptsächlich bestimmt war, kamen an, Einer nach dem Andern, und nahmen die grünen Sammetsessel neben und hinter der schon erwähnten mit Scharlach begleiteten Schranke ein. Jeder Lehnsessel war so gestellt, daß neben und hinter demselben sich die vor=

nehmsten Begleiter der Fürsten stehend, oder auf Stühlen sitzend placiren konnten.

Der erste König, der seinen Platz einnahm, war Friedrich von Württemberg; der gewaltig corpulente Herr war sehr heiterer Laune, er hatte eine Passion für mechanische Kunstwerke aller Art, namentlich auch für Spieldosen, eine solche hatte er am selben Tage direct aus Paris erhalten, sie spielte seine Lieblingsmelodie: Grüß dich Gott, mein Württemberg &c., und unbekümmert um alles Weitere, ließ König Friedrich seine Spieldose musiciren und erklärte den Herren und Damen, die sich um ihn gruppirten, in seiner etwas barschen Weise den Mechanismus des Werkes. Graf d'Anethan näherte sich dem Monarchen mit mehr Geflissentlichkeit, als der gute Ton erlaubte; der König sah ihn befremdet und zornig an, denn er war ein strenger Herr, der nie vergaß, daß er ein Souverain; der Graf aber verbeugte sich tief, senkte dann das rechte Knie leicht und präsentirte dem König auf seinem Hut einen kleinen Goldreifen, in dessen Ringkasten eine Uhr angebracht war.

„Was soll das, Herr?" fragte der König.

„Wollen Ew. Majestät die Gnade haben, den Ring an den kleinen Finger zu stecken und etwas fest zu schieben?" bat der Graf ehrfurchtsvoll.

Der König nahm den Ring und schob ihn fest an den bezeichneten Finger, sofort klang die Uhr fein und glockenrein drei Mal und ging dann in die reizende Melodie des französischen Volksliedes „Monsieur de la Palisse" über.

„Il épousa, ce dit-on
Une vertueuse dame;
S'il avait vécu garçon,
Il n'aurait pas eu de femme!“

sang König Friedrich ganz entzückt, das Spiel der Uhr begleitend. Dann sagte er weit freundlicher, als sonst seine Art war: „Ich danke Ihnen, mein Herr, Sie haben mir eine große Freude gemacht!“

„Und Ew. Majestät mir eine große Ehre erwiesen!“ antwortete d'Anethan mit tiefer Verbeugung, und empfing den Ring aus des Königs Hand zurück.

Man konnte dem Könige die Lust ansehen, den Ring zu besitzen, dennoch sagte er nichts, sondern verabschiedete den Grafen mit einer huldreichen Handbewegung. Dieser zog sich, da sich das Parterre mehr und mehr gefüllt hatte während dieses Auftrittes, nach der Gegend zurück, in welcher er den österreichischen Feldmarschall-Lieutenant mit seinem Adjutanten bemerkte. Aber er war noch nicht weit, als ihn der Rheingraf von Salm, General in württembergischen Diensten, einholte.

„Mein Herr,“ sagte der Rheingraf ohne weitere Umstände, „Se. Majestät der König wünschen den Ring, den Sie ihm gezeigt, zu besitzen, zu erwerben, wenn Ihnen derselbe feil ist, verzeihen Sie!“

„Se. Majestät haben zu befehlen,“ entgegnete d'Anethan, den Ring vom Finger ziehend, „das kleine Kunstwerk hat für mich nur den Werth einer Curiosität, einen Preis in Geld kann ich dafür nicht fordern, aber Se. Majestät der König würden mich sehr glücklich machen, wenn

Sie mir denselben gegen ein ähnliches Kunstwerk umtauschen wollten, das mich dann an die Gnade eines so hohen Herrn erinnern und weit höhern Werth für mich haben würde!“

Der Rheingraf nahm den Ring und fragte: „Darf ich um Ihren Namen bitten, mein Herr?“

„Graf d'Anethan d'Entragues!“ entgegnete der Agent Talleyrand's.

Der Rheingraf kehrte zu dem Sessel seines Königs zurück.

In diesem Augenblicke aber hörte man von fern das Vivatrufen, das die nahe Erscheinung der Kaiser ankündigte, gleich darauf schallte Commando, die Trommeln wirbelten, — nur vor den Kaisern wurde die Trommel gerührt, und einige Augenblicke später trat der Kaiser Alexander in den Saal, ihm folgte zunächst König Friedrich August von Sachsen, dann der Kaiser Napoleon; nur den beiden eben genannten Souverainen gab er den Vortritt. Ihm folgten eine Menge hoher russischer, sächsischer und französischer Würdenträger.

Grüßend schritten die Kaiser durch den Saal und nahmen Platz vor der Scharlachbarrière; auf dem Sessel in der Mitte saß Napoleon, rechts neben ihm der Kaiser von Rußland, links neben ihm der König von Sachsen, hinter seinem Kaiser, dicht an der Barrière, stand Rustan, der Leib-Mameluck mit weißem Turban, rother goldgestickter Jacke und weiten blauen Pantalons.

Die anderen Könige, Herzoge, Fürsten, Prinzen und Herren bildeten rechts und links und hinter der Schranke

ein Parterre, vor dem bis dahin wohl noch keine Schauspielergesellschaft gespielt haben mochte.

In dem Augenblicke, in welchem sich Napoleon setzte, begann die Musik, das Orchester hatte aber kaum zwanzig Tacte einer Haydn'schen Symphonie gespielt, als die Gardine in die Höhe ging und das Trauerspiel begann.

Man gab Cinna, von Corneille.

Die Darsteller waren die ersten Künstler des Théâtre Français. Talma hatte die Titelrolle, Saint Prix den Kaiser Augustus, James den Maximus, Lacave den Euphorbus, Desprez den Evander, die Duchenois die Emilie und die Gros die Fulvia. Zwischen dem Aufzuge fiel die Gardine nicht, das Orchester spielte einige Tacte, so lange die Scene leer blieb, schwieg aber sofort beim Wiederauftreten der Schauspieler. Die Darstellung war in jeder Beziehung, sowohl des Dichters, als auch des Parterre's würdig; Talma und Demoiselle Duchenois namentlich wetteiferten mit einander; die Feinheit ihres Spiels, die Reinheit ihrer Aussprache, das Feuer ihrer Declamation waren unübertrefflich. Man konnte kein schöneres Französisch hören, als das der Duchenois, mit mächtigerem Pathos hat Niemand declamirt als Talma. Es versteht sich von selbst, daß auch die Costüms prachtvoll und ächt römisch waren.

Während des Stücks saß Napoleon in unbewegter Ruhe, die Hände in den Hut gelegt, den er zwischen den Knieen hielt. Er schien sehr aufmerksam der Vorstellung zu folgen, und selten nur wendete er sich an den Kaiser von Rußland und sprach einige leise Worte mit ihm. Kaiser Alexander war lebhafter, er sprach zuweilen halblaut mit seinem Bruder, dem Großfürsten Konstantin, der ihm zu-

nächst zur Linken saß, und gab bei Stellen, die ihm besonders gefielen, seinen Beifall durch mehrfaches Neigen des Hauptes kund. Sonst enthielt sich Jedermann jedes Beifallszeichens, wie sich von selbst versteht.

Trotz der Würde, mit der gespielt wurde, dauerte das Stück nicht zwei Stunden. Als die Gardine fiel, erhoben sich die Monarchen und die ganze Gesellschaft mit ihnen, doch blieb Jedermann auf seinem Platze, bis sich der Kaiser, die Könige, die Herzoge und Fürsten mit ihren Begleitern aus dem Parterre zurückgezogen hatten.

Unter den Letzten, die das Parterre der Könige verließen, befand sich Graf d'Anethan d'Entraguês; er hatte den ganzen Abend in der Nähe der österreichischen Herren zugebracht und mit Bleistift auf einen Zettel einige Chiffern geschrieben. Die Chiffern lauteten: „Der Fürst hat Recht, Baron Vincent ist nur Soldat, der Politiker ist sein Adjutant, der Major Graf St. Aldegonde."

Beim Herausgehen trat der Rheingraf von Salm wieder zu dem Agenten und flüsterte ihm zu: „Ich rechne darauf, Sie morgen früh nach 10 Uhr bei mir zu sehen, Sie wollen nach dem Grafen Salm in dem Hause der Kammerräthin Reinhardt am Anger fragen!"

„Ich werde die Ehre haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen, Herr Graf!" entgegnete d'Anethan sich verbeugend.

„Se. Majestät lieben Pünktlichkeit!" bemerkte der Rheingraf noch, seine Worte betonend, und empfahl sich.

Der Agent suchte und fand auch im Theater einen ihm bekannten Beamten vom Haushalt des Vice-Groß-Wahlherrn Fürsten von Benevent, diesem übergab er seinen

Zettel mit den Chiffern für den Secretair Salmon, und empfahl ihm möglichste Eile. Der Beamte lächelte, als sei eine solche Erinnerung bei einem Diener Talleyrand's völlig überflüssig.

Als d'Anethan das Theater verlassen hatte, begab er sich nach dem Gasthofe zum Kaiser, um daselbst zu Abend zu essen, und war wirklich so glücklich, an den dicht besetzten Tischen einen Platz zu finden. Es waren fast lauter deutsche Herren, die um und neben ihm saßen, und sich lebhaft mit einander unterhielten, obwohl ihre Lebhaftigkeit stille Bescheidenheit genannt werden konnte gegen das Feuer, mit welchem die französischen Offiziere im Vordergrund des Saales ihre Conversation führten. d'Anethan erkannte bald, daß er um sich meist Cavaliere aus den Begleitungen verschiedener deutscher Fürsten hatte, die theils sich als große Verehrer Napoleons kundgaben, theils aber sich sehr vorsichtig ausdrückten. Der Agent schloß aus den Aeußerungen der Cavaliere auf die mehr oder minder Napoleon geneigte Gesinnung ihrer Fürsten. Zwei alte Herren, d'Anethan saß gerade hinter ihnen, sprachen leise mit einander; es waren offenbar Edelleute aus der nächsten Nähe Erfurts; sie schalten nicht auf Napoleon und zürnten nicht gegen Frankreich, aber sie flüsterten sich wehmüthig-traurige Bemerkungen zu. Die alten Herren schienen eine tiefe Empfindung für die Schmach ihres Vaterlandes zu haben, sie sprachen von Kaiser und Reich, und der Eine sagte seufzend: „Wir werden's nicht erleben, aber es ist nicht möglich, daß unser großes, herrliches Deutschland so gänzlich zu Grunde gehen und ein willenloses Werkzeug in der Hand des französischen Kaisers bleiben kann; wir werden

den Tag nicht erleben, aber er wird kommen, an dem sich die Fürsten und Völker Deutschlands des heutigen Tages schämen werden und der Erniedrigung, in der sie heute vor dem fremden Herrn gestanden."

„Das Spielen mit den Eiden wird sich furchtbar rächen, lieber Domherr," entgegnete der Andere leise, „Andern ist es noch schlimmer gegangen als mir, und ich habe nun seit anno 1804 den vierten Huldigungseid schwören müssen; heiliger Gott, was bleibt denn fest im Leben, wenn man so den Eid zur Fratze macht? Die Wirrniß ist an vielen Orten so gräulich, daß die armen Leute in der That nicht mehr wissen, welchem Fürsten und Landesherrn sie angehören."

„Ja, ja, Sie haben Recht, Herr Landstallmeister," entgegnete der Domherr traurig, „ich habe neulich eine Zufertigung erhalten, sie war noch zur Zeit der bischöflichen Regierung gedruckt; man ändert weiter nichts, als daß man den Namen und die Prädicate der alten Landesherren ausstreicht und Namen und Titel der neuen darüber schreibt. Allbarmherziger Gott! wo soll das enden?"

Der Agent Talleyrand's fühlte sich in einer Weise bewegt durch die wehmüthigen und schmerzlich-traurigen Reden der beiden alten Herren, daß er sich selbst fremd vorkam. Die Reden gingen ihm an's Herz, sie zwangen ihn, der bis jetzt immer nur an sich gedacht, an seinen Vortheil, oder an den Vortheil derer, von denen sein Vortheil abhängig war, an die Gesammtheit zu denken. Er sah die Nationen plötzlich aus einem anderen Gesichtspunkte, als bisher; es stand mit einem Male wie eine riesengroße Wahrheit vor ihm, daß Napoleon, der Besieger der Re-

volution, die Revolution überall hintrage, wo er erscheine, daß der mächtige Kaiser nichts Anderes sei, als das Werkzeug der Revolution, die durch ihn das Bestehende in göttlichen und menschlichen Dingen erschüttere, umwerfe und zerstöre.

Die deutschen Edelleute, die nicht wußten, daß sie belauscht worden waren, hatten das lärmende Gastzimmer längst verlassen, als d'Anethan immer noch, in tiefe Gedanken versunken, bei seiner Flasche saß und mit sich selbst in's Reine zu kommen versuchte. Und es gelang ihm in seiner Weise — er war nie Enthusiast für Napoleon gewesen, Enthusiasmus kannte seine kalte Seele überhaupt nicht; er glaubte nicht an Napoleon's Stern, denn er glaubte ja überhaupt an nichts; er gehörte schon zu jener dumpfen, heimlichen Opposition gegen das Kaiserreich, er hatte sich derselben in seinem eigenen Vortheil angeschlossen, jetzt benutzte er die Gefühle, welche die wehmüthig-ernste Klage aus dem Munde der deutschen Edelleute in ihm aufgeregt, mit jener geistigen Jongleurkunst, die Männern seiner Art eigen, zu seinem eigenen Nutzen, zu seiner eigenen Beruhigung und Befriedigung. Er drapirte sich vor sich selbst mit dem Mantel eines Volks- und Freiheitsfreundes; er umkleidete seine ganz egoistische und schlechte Handlungsweise mit den schönsten Phrasen, und als d'Anethan das Gasthaus zum Kaiser verließ, hatte er sich glücklich überredet, daß er Talleyrand diene, nicht um Geld zu gewinnen, dessen er bedurfte, um in den Genüssen des Lebens schwelgen zu können, nicht um die Aufregungen politischer Wechselfälle zu haben, die ihm zur Nothwendigkeit geworden waren und seinen sinnlichen Genüssen den

höchsten Reiz verliehen, sondern er hatte sich in der That überzeugt, daß er Talleyrand nur diene, um Napoleon zu stürzen, die Völker von seiner Tyrannei zu erlösen und sie so vor der Revolution zu schützen.

Talleyrand würde den armen Burschen sehr belacht haben, wenn derselbe in diesem Augenblick seine Gedanken enthüllt hätte. d'Anethan bedurfte noch wenigstens des Scheines der Selbstachtung — wie armselig derselbe auch sein mochte. Er hatte einen Lappen dieses Scheines gefunden und war glücklich, seinen nackten Egoismus darein hüllen zu können.

So hatte er am andern Morgen eine Audienz bei dem König Friedrich von Württemberg und wurde von demselben überreich beschenkt für seinen Ring. Auch übernahm er einen Auftrag dieses Monarchen, der zwar sehr unbedeutend, ihm aber doch außerordentlich lieb war, weil er ihn in eine gewisse Verbindung mit dem königlich württembergischen Hofe brachte. Der feine, gewandte Mann hatte dem eigenwilligen Fürsten sehr zu gefallen gewußt.

Uebrigens war König Friedrich an jenem Morgen äußerst übler Laune, man hatte ihm nämlich mitgetheilt, daß ein Herr zu dem Schauspieler Talma gesagt habe: „Von Ihnen sollten die Könige lernen sich königlich zeigen!" Das schon hatte den Monarchen sehr geärgert, wüthend aber war er über Talma's Antwort: „Sie haben Recht, aber Sie dürfen nicht vergessen, daß ich die Königsrolle schon weit länger spiele, als alle diese Könige, die jetzt hier sind!"

König Friedrich war der Mann dazu, Napoleon selbst einen schlimmen Auftritt zu machen wegen dieser Angele-

genheit und exemplarische Bestrafung Talma's zu fordern, Furcht kannte der corpulente Herr aus Stuttgart nicht; Talleyrand mischte sich in die Sache und brachte dem Könige die officielle Erklärung, daß die ganze Anekdote erfunden sei. Dabei beruhigte sich der Monarch endlich, in das Theater aber ging er während seiner Anwesenheit in Erfurt nicht wieder, er hatte sich einmal über den „Comödianten" geärgert.

Noch an demselben Tage, an welchem er Audienz bei dem Könige von Württemberg gehabt, verließ Graf d'Anethan d'Entraguès Erfurt und begab sich zunächst nach Paris.

Fünftes Capitel.

Krone und Schleier.

Am Vormittag eine ziemlich lange Verhandlung mit Talleyrand, dann Dejeuner beim Kaiser Napoleon, darauf eine sehr anstrengende Truppenschau eine starke Meile von der Stadt, einige Audienzen und ein eiliges Diner — Kaiser Alexander kam verdrießlich in's Theater und gähnte verstohlen, obwohl man Voltaire's Meisterstück, Zaire, gab, obwohl Talma und die Raucourt spielten. Der Kaiser von Rußland war müde, aber er war mehr noch verlegen als müde und schätzte sich eigentlich noch glücklich, seine Verlegenheit hinter seiner Müdigkeit verstecken zu können, als er sich nach dem Theater von Napoleon trennte.

Freundlich, wie sein Wesen und seine Gewohnheit war, aber zerstreut grüßte Kaiser Alexander die russischen Großen, die in den Zimmern standen, welche er durchschritt, um zu seinem Schlafgemach zu gelangen, sprach an der Thür desselben einige Worte mit seinem Bruder, dem Großfürsten Constantin, und verschwand, nachdem er dem Fürsten Wassiltschikoff gewinkt, ihm zu folgen.

Das Zimmer, in welchem das Bett und die Nachttoilette des Kaisers standen, war sehr geräumig; Alexander hatte Platz genug, dasselbe mehrmals mit hastigen Schritten bald nach dieser, bald nach jener Richtung zu durchmessen.

Unbeweglich, wie eine Bildsäule, stand Fürst Wassiltschikoff an der Thür, einen vollkommenen Gegensatz zu der Unruhe seines Gebieters bildend.

Endlich schien Alexander einen Entschluß gefaßt zu haben, er trat auf den Fürsten zu und blickte scharf in dessen unbewegliche Züge.

Kaiser Alexander war von schlankem und elegantem Wuchse, seine Haltung imponirend, sein Wesen leutselig; sein Antlitz, etwas zu gedrückt und die Backenknochen ein wenig zu stark hervortretend, um schön sein zu können, besaß doch einen ganz ungemeinen Reiz durch den stets wechselnden Ausdruck und durch den weichen Blick der Augen, der Jedem, mit dem er sprach, zu schmeicheln schien und doch einen Anflug von träumerischer Schwärmerei hatte. Der Kaiser Rußland's hatte die Haltung eines Soldaten, die Manieren eines Cavaliers, das Auge eines Diplomaten, aber den Blick eines Dichters.

„Iwan Iwanowitsch,“ begann er endlich, „Du hast mir einen Brief gebracht, der mich in große Verlegenheit gesetzt hat, das verzeihe ich Dir, denn Du bist nun einmal kein Verehrer meines großen Freundes, des Kaisers Napoleon —“

Alexander schwieg, offenbar war er in Verlegenheit, wie er fortfahren sollte, denn er liebte den Fürsten Wassiltschikoff und wollte ihm etwas abschlagen aus Rücksicht

auf Napoleon, was er eigentlich nicht abschlagen durfte; der ritterliche Sinn des Kaisers, alte Erinnerungen und der Stolz des Souverains kämpften in ihm gegen die Begeisterung für Napoleon, die sich seiner Seele ganz bemächtigt hatte. Fürst Wassiltschikoff bemerkte das wohl und seinem Gebieter zu Hülfe kommend, sagte er: „Ich bin kein Verehrer des Kaisers Napoleon, Sire, aber ich bin ein demüthiger Diener des Kaisers Alexander!"

Der Kaiser küßte den Fürsten auf die Wange und, dem Impulse seines edlen Herzens folgend, sagte er rasch, sich gleichsam entschuldigend: „Man hat Rücksichten zu nehmen, politische Rücksichten, Du weißt es, Iwan Iwanowitsch, sie werden mich aber nie abhalten, das zu thun, was Ehre und Großmuth verlangen; entlasse die Herren im Vorzimmer und führe unsern alten Freund zu mir, unbemerkt, hörst Du; jedenfalls ist er in der Nähe, denn ich sehe Dir an, daß Du es vorher gewußt hast, wie ich mich entscheiden würde! Nicht?"

Alexander lächelte mit jener hinreißenden Grazie, die bei Männern so selten ist.

„Ich habe nie an meines Kaisers Großmuth gezweifelt!" antwortete der Fürst, sich tief verneigend, und entfernte sich dann auf einen halb ungeduldigen Wink Alexanders.

Der Kaiser war einige Augenblicke allein, er schaute zufällig in einen Spiegel: „Er wird mich verändert finden. Vier Jahre ist es, daß ich ihn nicht gesehen. Was kann er wollen, wünschen von mir? Geld? Er hat nie Geld verlangt. Anstellung? Sie ist ihm oft genug vergebens

angeboten und er ist zu klug, um zu solch einem Gesuche gerade den gegenwärtigen Moment zu wählen.“

Die Thür öffnete sich leise, Fürst Wassiltschikoff ließ mit einem herzlichen Händedruck einen Herrn eintreten, hinter dem er die Thür wieder schloß, sie bewachend, indem er sich von Außen mit dem Rücken daran lehnte.

Der Herr war in Galakleidung, in weißen Unterkleidern und einem blauen gestickten Rock, auf dem ein Stern blitzte; er trug das große rothe Ordensband vom russischen Alexander-Newsky-Orden.

„Treten Sie näher, mein alter Freund!“ sagte der Kaiser herzlich und streckte dem Eintretenden die Hand entgegen.

Der Herr trat vor und küßte die Hand des Kaisers, dann richtete er sich auf. Das Licht fiel voll in das kräftige, scharf gezeichnete Gesicht mit der frischen, bräunlichen Farbe, beschattet von rabenschwarzem Haar mit starkem Backenbart und überstrahlt von dem stolzen Blick der blitzenden Augen. Es war der Graf Pavel de Versay.

Alexander blickte mit großem Wohlgefallen auf den schönen, stattlichen Mann, dann sagte er freundlich: „Sie haben sich nicht verändert, seit wir uns gesehen, lieber Graf, mich werden Sie gealtert finden!“

„Ein großmüthiges Herz verleiht ewige Jugend, Sire!“ entgegnete der Graf.

„Nun, was wollen Sie von meinem großmüthigen Herzen, Freund?“ lächelte Alexander, „wie kann ich Ihnen hier, unter den jetzigen Umständen, nützlich sein?“

Der Graf fühlte wohl, daß ein leiser Vorwurf in der Frage des Kaisers lag, er wußte selbst, daß demselben

sein Besuch gerade jetzt in Erfurt nicht angenehm sein konnte, aber er kannte auch Alexander gut genug, um zu wissen, wie er sich zu verhalten habe.

„Sire!" begann er, „ich würde mich nicht unterstanden haben, Ew. Majestät jetzt und hier um eine Audienz zu bitten, wenn es sich um mich, um meine Person handelte. Ich komme, um mir den Schutz Ew. Kaiserlichen Majestät für ein Waisenkind zu erbitten."

„Von wem reden Sie, Graf?" fragte Alexander, aufmerksam werdend.

„Von der Tochter eines Fürsten, der unter Rußlands Fahnen gestritten, der sich der Freundschaft des Großfürsten Alexander Pawlowitsch rühmen durfte, von der Tochter des unglücklichen Herzogs von Enghien!"

„Oh! mein Gott!" seufzte der Kaiser, eine trübe Wolke beschattete sein Antlitz, und mit gepreßter Stimme fragte er: „Wie alt ist das arme Kind jetzt?"

„Sechszehn Jahre fast!"

„Es wäre besser gewesen, das Kind der Mutter zu lassen!" meinte der Kaiser verlegen.

„Verzeihen mir Ew. Majestät, aber ich durfte nicht gegen den ausdrücklichen Befehl des unglücklichen Herzogs handeln; seit der Vermählung der Prinzessin ist es beinahe zur Unmöglichkeit geworden, ihr die Tochter, die sie seit Jahren nun schon für todt hält, zurückzugeben. Das plötzliche Erscheinen derselben würde sie selbst in eine falsche Stellung bringen, würde das fürstliche Haus dem gegenwärtigen Beherrscher Frankreichs verdächtigen, ja, ich würde nicht wagen, diesen Schritt zu thun, weil ich dem

Herzoge versprochen habe, für die Sicherheit seines Kindes zu sorgen."

„Meinen Sie, daß der Kaiser Napoleon daran denken könnte, ein schuldloses Kind auch nur zu beleidigen? Hüten Sie sich, Herr Graf!" rief Alexander in zorniger Aufwallung.

„Verzeihung, Sire!" entgegnete der Graf rasch, „man behauptet, und wahrscheinlich ist das die Wahrheit, der unglückliche Herzog von Enghien sei gegen den Befehl, oder doch ohne den Befehl, des damaligen ersten Consuls ermordet worden. Verzeihen Ew. Majestät: dieselben Leute, die den Vater ohne Befehl des ersten Consuls morden konnten, sie könnten auch ohne Wissen ihres Gebieters das Leben, oder die Freiheit, oder die Ehre der Tochter bedrohen!"

„Das ist nicht ganz unrichtig," sagte Alexander besänftigt und sichtlich befriedigt, daß er nicht genöthigt war, den Kaiser Napoleon, den er bewunderte, gegen die Anklage des Mordes zu vertheidigen; nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „aber warum ist das Kind nicht in England, in dem Hause des Herrn Prinzen von Condé?"

„Es war von Anfang an fast unmöglich, die Rechtmäßigkeit der Ehe des Herzogs zu beweisen, sobald er selbst von dieser Welt geschieden; jetzt ist es der Verhältnisse der Prinzessin wegen gar nicht mehr thunlich, selbst wenn die Verbindung mit England so leicht wäre."

„Armes, armes Kind!" rief Alexander bewegt. Er dachte des schönen, ritterlichen Herzogs und eine Thräne floß über seine Wange, dann sagte er gepreßt: „Sagen

Sie mir, was ich thun kann, mein alter Freund, Sie sind gewiß nicht ohne einen bestimmten Plan zu mir gekommen!"

„Ew. Majestät wollen die Gnade haben, mich anzuhören?"

Der Kaiser nickte.

„Ew. Majestät wollen zunächst bemerken, daß es unumgänglich nothwendig ist, die junge Dame in tiefster Verborgenheit zu halten, ja, sie, wo möglich, so zu verbergen, daß keines Menschen Auge ihr Antlitz sieht!"

„Warum das?" fragte Alexander verwundert.

„Weil ihr die Abkunft von dem Königlichen Hause Frankreichs so deutlich auf die Stirn geschrieben ist, daß Jeder, der auch nur einmal einen Bourbon gesehen, sie augenblicklich erkennen muß. Jede Erkennung der Art aber könnte, und der Zufall ist tückisch, die Spione der Mörder ihres Vaters aufmerksam machen, und sie selbst, so wie die Prinzessin, ihre Mutter, gefährden."

Da der Kaiser keine Bemerkung dagegen machte, fuhr der Graf fort: „Ich bin entschlossen, meinem gemordeten Freunde mein Wort zu halten, ich will und werde mich mit seinem Kinde in die tiefste Verborgenheit zurückziehen, so lange es nöthig ist, und bitte um den Schutz Ew. Majestät für diese Verborgenheit."

„Meine Staaten stehen Ihnen offen," entgegnete Alexander, „im Innern Rußlands würden Sie am wenigsten zu fürchten haben, die Abgeschlossenheit brauchte keine so rigorose zu sein, wie hier."

„Sire! darf ich offen reden?" fragte der Graf lebhaft.

„Sie dürfen es, mein Freund!" erwiderte der Kaiser mild.

„Nun denn, die politischen Verhältnisse Rußlands zu

Frankreich sind gegenwärtig nicht so, daß sie diese Uebersiedelung thunlich erscheinen lassen, der Kaiser Rußlands hat Pflichten, denen selbst Eurer Majestät Großmuth nachstehen muß; aber ich habe einen anderen Plan, und ein Fürwort Eurer Majestät kann das Gelingen sichern. Seit Jahresfrist habe ich mit der fürstlichen Waise, unangefochten, in aller Stille zu Hildburghausen gelebt, aber man wird dort, früher oder später, Aufklärungen über meine und der Prinzessin persönliche Verhältnisse verlangen, ich darf und werde solche nicht geben, niemals, aber man wird mir dann den weiteren Aufenthalt versagen; das Aufsehen der Anfrage schon muß vermieden werden, deshalb bitte ich Eure Majestät, den Herzog Friedrich, oder dessen Gemahlin die Herzogin von Hildburghausen, zu vermögen, mir ein Asyl in ihren Landen zu gönnen und mich gegen alle Anfragen von Seiten ihrer Behörden zu schützen. Ich setze durchaus kein Mißtrauen in die fürstlichen Herrschaften, aber könnte man ihren Schutz erlangen, ohne ihnen das Geheimniß zu enthüllen, so wäre das in dem eigenen Interesse derselben wegen der Verhältnisse des fürstlichen Hauses zu Frankreich!"

Alexander sann eine Weile, dann sagte er: „Ihre Vorsicht, lieber Graf, ist sehr groß, aber gewiß gerechtfertigt, da Sie die Verhältnisse besser kennen müssen als ich; kehren Sie ruhig nach Hildburghausen zurück, ich werde sofort an Ihre Majestät die Königin von Preußen schreiben, sie ist die Schwester der Herzogin von Hildburghausen; dieser edeln, trefflichen Fürstin können wir ohne Bedenken das Geheimniß, so weit es nöthig, anvertrauen, und die Königin Louise wird leicht von der Herzogin von Hildburg-

häusen und deren Gemahl Alles erwirken, was Sie wünschen!"

Der Graf küßte dankend die Hand des Kaisers.

„Noch eins!" sagte Alexander hastig, „je abgeschlossener das Leben der Tochter meines, unseres unglücklichen Freundes sein muß, desto mehr werden Sie Sorge tragen, es durch das zu verschönen, zu erleichtern, was sich damit verträgt; ich glaube nicht, daß die arme junge Dame Vermögen hat, sie kann kein Vermögen haben."

„Ich bin ein wohlhabender Mann, Sire! und habe keine Verwandte."

„Das weiß ich, das weiß ich, lieber Freund, aber es ist eine Prinzessin, für die Sie zu sorgen haben, das ist kostspielig!"

„Sire," entgegnete der Graf, „sobald meine Mittel nicht mehr ausreichen, werde ich meine Zuflucht nur zu der Großmuth des Kaisers von Rußland nehmen!"

„Sie versprechen mir das?"

„Von Herzen, und nie ward mir ein Versprechen leichter," antwortete der Graf, „denn ich wüßte in der That nicht, an wen ich mich sonst wenden könnte."

„Einen Augenblick," sprach Alexander ernst, „Gott könnte über mich verfügen, heute oder morgen, Sie könnten meine Hülfe brauchen, wenn ich nicht mehr bin; ich werde eine Summe von 100,000 Rubeln bei dem Hause van Hope in Amsterdam einzahlen lassen für die Ordre des Grafen Vavel de Versay; diese Summe sei das Erbtheil der Waise von Enghien, ihre Aussteuer, sollte sie sich vermählen. Ich bitte Sie, mein Freund, keine Einrede."

Der Graf verbeugte sich schweigend.

„Nun leben Sie wohl und vergessen Sie nicht, daß es mich immer innig freuen wird, von Ihrem Mündel und Ihnen zu hören, schreiben Sie zuweilen einige Zeilen für mich an Wassiltschikoff oder Orloff, Beide wissen ein Geheimniß zu achten und zu ehren! Adieu!"

Der Kaiser küßte den Grafen auf beide Wangen und begleitete ihn bis zur Thüre.

Fürst Wassiltschikoff führte denselben durch eine Hinterthür, die inwendig von einem Garde=Kosaken bewacht war, auf die Straße. Unbemerkt gelangte der Graf wieder in die Wohnung des Jonkherrn van der Dillen van Drecksnute an der Krämpferbrücke, in der wir ihn schon einige Tage zuvor gesehen. Er wandte die noch übrigen Stunden der Nacht dazu an, sich zu seiner Abreise zu rüsten, die mit Anbruch des Tages erfolgte. —

Eine Woche fast war vergangen, seit Graf Vavel de Versay zurückgekehrt war von Erfurt in das Asyl, das er für des gemordeten Herzogs Kind bereitet zu Hildburghausen; er hatte seit seiner Rückkehr schwere Kämpfe mit sich selbst gekämpft und lange Berathungen gehalten mit der armen Frau, die dort seufzend und stöhnend vor ihm liegt auf einem Ruhebette, das künstlich so eingerichtet ist, daß auf ihm die bis zum Skelett abgemagerte Frau wenigstens eine Weile in einer halb sitzenden Stellung ausdauern kann.

Wer würde in diesem Bilde des Leidens, des Jammers und des Erbarmens die einst so schöne Madame Angès wiedererkennen? Und doch ist es diese Wärterin und Freundin der armen Louise von Bourbon. Die tiefen Kenntnisse des Grafen in der Arzneiwissenschaft haben ihr

das Leben, wenn auch unter fast unaufhörlichen Schmerzen, erhalten. Die zarte Frau hat Unsägliches gelitten, aber sie will leben und leiden, so lange als möglich, nicht aus Furcht vor dem Tode, mit dem sie vertraut seit so vielen Monden, sondern aus Liebe zu dem Kinde, dessen erste Schritte sie leitete, das in ihr das einzige weibliche Wesen verlieren würde, was ihm je nahe getreten im Leben; Madame Angès hat noch Freude am Leben, wenn sie in das holde Gesicht ihrer jungen Dame sieht, und sie ist nicht immer so schwach, sie hat Tage, oder doch Stunden, wo man sie in den Wagen tragen und spaziren fahren kann.

„Sie sind also fest entschlossen, lieber Graf, noch heute ihr Alles zu sagen?" fragte die Kranke mit schwacher Stimme.

„Es muß geschehen, meine Freundin!" entgegnete der Graf ernst.

„Ich zittere vor der Stunde!"

„Beruhigen Sie sich, die Prinzessin ist stark genug!"

„Sie hat nicht den Stolz ihrer Mutter!

„Aber sie hat das muthige Herz ihres Vaters und das ist besser!"

Die Kranke schwieg, ihr Gesicht war so klein und mager geworden, daß man fast nur die Augen sah unter den herabhängenden Blonden der Haube, diese aber erschienen darum in fast unnatürlicher Größe.

„Ich habe," sprach der Graf weiter, als ich von Koburg hierher zurückkehrte, nicht zwei Meilen von hier in dem Dorfe Eishausen ein herrschaftliches Schloß gesehen, das zur Domaine des herzoglichen Hauses gehört; ich

glaube, daß dasselbe durch wenige Vorkehrungen leicht zur Residenz der Prinzessin, wie sie deren in diesem Augenblicke bedarf, umgestaltet werden kann; Sie, liebe Freundin, finden dort, was Sie hier vermissen, Luft und Sonnenschein, einen artigen Garten."

„Warum nennen Sie unsere Louise heute Prinzessin, Graf?" fragte die Kranke, „es ist absichtlich, denn sie thaten es eben zum zweiten Male!"

„Es ist absichtlich, Sie haben Recht," entgegnete der Graf, „heut soll die Prinzessin erfahren, wer sie ist, und von dem Augenblicke an werde ich sie Prinzessin, Madame, Hoheit, nennen und ihr alle diejenigen Ehren geben, die ihr vermöge ihres Geburtsrechtes zukommen; da ich und Sie die einzigen Personen sind, welche den Stand Ihrer Hoheit kennen, so werde ich um so strenger darüber wachen, daß der Tochter des Herzogs von Enghien nicht eine von den Ehrenbezeigungen entzogen werde, die ihr möglicher Weise in dieser Zurückgezogenheit zu Theil werden können."

Der Kranken entging nicht, daß der Graf bei dieser Erklärung eine gewisse Verlegenheit bekämpfen mußte; sie hätte aber auch ohne diese Beobachtung gewußt, daß der Graf die Etikette benutzen wollte, um seine Leidenschaft für die schöne Herzogstochter besser in den Schranken halten zu können. Ihr war das Geheimniß des Grafen längst kein Geheimniß mehr, aber sie würde nicht die leiseste Andeutung in dieser Beziehung gewagt haben, das imponirende Wesen des Grafen legte ihr Stillschweigen auf, dennoch lächelte sie leise und schmerzlich.

Mit dem feinen Verständniß der Frau begriff sie, daß

die Flamme der Leidenschaft des Grafen, die derselbe dem Kinde gegenüber nur mit Mühe unterdrückt und verborgen gehalten hatte, riesengroß auflodern müsse gegenüber der zu höchster Blüthe und Vollendung heranreifenden geistigen und leiblichen Schönheit der Jungfrau. Die zärtliche Frau kannte die bittern Zweifel und stolzen Scrupel des Mannes nicht, sie hätte das erb- und freundlose Herzogskind gern in den Armen des Grafen gesehen als Gemahlin; an der Brust des mächtigen Mannes hätte sie das geliebte Kind sicher gewußt, und ruhiger wäre sie gestorben. Sie ahnete nicht, daß des Mannes Stolz sich sträuben mußte, ein Gut zu besitzen, das ihm Niemand streitig machen konnte, sich eines Herzens zu bemeistern, das keinen Mann kannte außer ihm, Liebe zu fordern, wo kindliche Pflicht beinahe gebieterisch Gehorsam heischte; sie ahnte ferner nicht, daß der Edelmannsstolz sich bäumte gegen den Gedanken, die hülflose Lage der Herzogstochter zu benutzen, um eine Enkelin der Condé heimzuführen, die Tochter des gemordeten Fürsten, die seiner Ehre anvertraut war; sie ahnete endlich nicht, daß der Graf, ein Edelmann durch und durch, wirklich einen so tiefen Respect vor dem Königlichen Blut Frankreichs hatte, daß er nicht gewagt haben würde, um die Hand der Condé-Tochter zu werben, selbst wenn er nicht ein unbedeutender holländischer Titulargraf, sondern ein Duc und Pair von Frankreich gewesen.

Madame Angès raisonnirte einfach: Diese beiden Menschen sind durch das Leben auf einander angewiesen, sie sind sich in Liebe geneigt, sie sollen sich in Liebe angehören. Der Graf aber raisonnirte: Wenn das französische König-

thum aufrecht stände und du sähest zu Chantilly unter den Linden, oder im Thronsal zu Versailles Ihre Hoheit Mademoiselle von Condé, Prinzessin von Geblüt, Tochter Sr. Hoheit des Herzogs von Enghien, so würdest du dich nicht unterstehen, um ihre Hand zu werben, für dich aber darf die Prinzessin in allem Glanz ihres Standes keine andere sein, als die Prinzessin, beraubt ihres Standes, ja ihres Namens, geächtet, verfolgt, hülflos; ja, sie muß dir so noch viel heiliger sein, weil sie deiner Ehre anvertraut und ohne dich ganz schutzlos ist.

„Wollen Sie," nahm der Graf aufstehend und zu der Kranken tretend das Wort wieder, „Madame benachrichtigen, daß ich ihr um zehn Uhr eine wichtige Mittheilung zu machen habe?"

Die Kranke neigte ihr Haupt.

„Wollen Sie der Unterredung drüben beiwohnen, drüben in dem rothen Zimmer?"

Die Kranke sah den Grafen fragend an.

„Sind sie stark genug dazu!" sagte dieser, sie verstehend. „Dann bin ich bereit."

„Ich selbst werde sie einige Minuten vor zehn Uhr hinüber rollen!" schloß der Graf und nahm mit einem leisen, aber herzlichen Händedruck Abschied von der langjährigen Gefährtin.

Es war etwa zwei Stunden später, das rothe Zimmer war prächtig erleuchtet, am obern Ende stand auf einer Estrade, die mit Scharlachtuch beschlagen und mit einer Decke von Drap d'Argent belegt war, ein vergoldeter Stuhl mit blauen Sammetkissen, die mit goldenen Lilien bestickt waren. Rechts neben dem Stuhl in einiger Entfernung

sah man einen Tisch, auf welchem man eine alterthümliche Casette geöffnet neben anderen Gegenständen sah. Auf einem Tabouret vor dem Tisch saß der Graf in reichster Hofkleidung mit hängendem Degen, den befiederten Hut im Arm, die Brust mit Orden bedeckt und mit dem großen russischen Ordensbande geschmückt. Zwischen dem Tisch und dem goldenen Stuhl lag in einem Lehnsessel, bis an den Hals mit einem blauen Sammetmantel bedeckt, Madame Angès mit ihren unheimlich großen Augen, bald das ernste Antlitz des Grafen befragend, bald ungeduldig nach der Thür blickend.

„Ich begreife Sie nicht, Herr Graf,“ flüsterte die arme Kranke kaum hörbar, „dieser Apparat! er wird das arme Kind nur erschrecken!“

„Ihre Hoheit,“ entgegnete der Graf aufstehend, „müssen durch einen lebhaften Eindruck das Gefühl des hohen Ranges empfangen, zu dem sie durch ihre Geburt berufen ist; was bei der Erziehung bis jetzt versäumt werden mußte, muß in einer Stunde nachgeholt werden!“ antwortete der Graf aufstehend.

Man hörte eine Uhr im Nebenzimmer zehn Uhr schlagen.

Der Graf ging der Thür zu, er hatte sie indessen noch nicht erreicht, als sie sich öffnete, beide Flügel zugleich, und der Kammerdiener Philipp in einer von Silber strotzenden Gala-Livre eintrat und mit feierlich bewegter Stimme rief: „Ihre Hoheit die Frau Prinzessin!“

Er trat zur Seite und verneigte sich tief vor der edlen Herzogstochter, die verwundert an der Schwelle der Thür stehen blieb, deren Flügel sich hinter ihr schlossen.

Louise war eine eigenthümliche Erscheinung, kaum mittel-

groß, war ihre Figur schlank und elegant, obwohl ihre Formen sich bereits in blühender Fülle entwickelt hatten, nur ein ungemein zarter Knochenbau machte das möglich. Ihr Gesicht, fein und weiß, war ächt bourbonisch, das heißt zu breit, um für vollkommen schön gelten zu können, eben so war die Nase bourbonisch, etwas zu stark und jäh hervorspringend, das Erbtheil des Hauses; ihre blauen Augen, wundervoll geformt, blickten ernst und stolz, sie würden verloren haben, wenn sie lange Wimpern beschattet hätten, die sonst die schönste Nebenzierde schöner Augen sind, aber hoch wie Triumphbogen wölbten sie die Brauen darüber. Wundervoll war der frische, rothe Mund, den hatte sie von der Mutter mit dem Kinn und dem Grübchen drin. Das reiche, dunkelblonde Lockenhaar war schief gescheitelt, es fiel in einer Menge von natürlichen Löckchen bis auf die Hälfte der stark gewölbten Stirn herab, im Rücken und auf beiden Seiten aber ringelte es sich bis auf und über die runden Schultern. So, in einem weißen Kleide mit kurzen Aermeln und der Taille dicht unter der Brust, stand die Tochter des Herzogs von Enghien an der Thür, als der Graf Vavel de Versay ihre Hand ergriff und sie mit bewegter Stimme bat, ihm zu folgen.

Er führte Louise vor bis zur Estrade, ließ dann ihre Hand, verneigte sich tief und sprach langsam und feierlich: „Noch wenige Stunden und Ew. Hoheit haben Ihr sechszehntes Jahr zurückgelegt, es ist meine Pflicht, Ihnen zuvor diejenigen Aufschlüsse zu geben, die Sie selbst beurtheilen lassen werden, welche hohe Stellung, welcher Rang Ihnen zukommt nach dem Recht Ihrer Geburt. Ich bin ein treuer Diener Ew. Hoheit, ich war ein Freund des Herrn Her-

zogs, Ihres Vaters; erinnern sich Ew. Hoheit des Vaters noch?"

Der Graf wartete die Antwort nicht ab, er nahm ein reich in Demanten gefaßtes Portrait aus der Chatoulle auf dem Tisch und präsentirte es der jungen Dame auf seinem Hut. Louise nahm das Bild, blickte es einen Augenblick an, dann rief sie, nachdem sie dasselbe enthusiastisch erst an ihre Brust, dann an ihre Lippen gedrückt: „Ja, das ist Er, ja, das ist mein Vater, das ist sein liebes Auge, oh! mein Vater, mein lieber Vater!"

Thränen standen in den Augen der Prinzessin, Madame Angès weinte leise, der Graf sagte ernst: „Das Bild ist das Portrait Sr. Hoheit des weiland sehr mächtigen und sehr erlauchten Herrn Heinrich von Bourbon-Condé, Herzogs von Enghien, eines Prinzen vom Königlichen Geblüt Frankreichs."

„Ich habe keinen Vater mehr?" fragte Louise, der die Thränen reichlich über die zarten Wangen flossen.

„Ihre Hoheit ist schon seit Jahren verwaist!"

„Und das erfahre ich heut erst?" Die Prinzessin fragte herrisch aus dem jungen Mädchen.

„Es war der Befehl des Herrn Herzogs!" entgegnete der Graf.

Leicht senkte Louise ihr Köpfchen, küßte noch einmal das Bild und schlang sich dann das blaue Band um den Hals, an welchem es befestigt war.

„Ew. Hoheit erinnern sich Ihrer Frau Mutter?" fragte der Graf.

Louise sann eine Weile, dann wurde sie purpurroth und schüttelte verlegen.

„Es ist auch kaum möglich!“ entgegnete der Graf, und bot ihr ein zweites Portrait mit derselben Erfurcht wie vorher.

Louise nahm es, küßte es, aber betrachtete es mit mehr Neugierde als Rührung, das Gesicht war ihr fremd. „Meine Mama war sehr schön!“ murmelte sie.

Der Graf war froh, daß sie nicht weiter frug, und sagte: „Die sehr mächtige und sehr erlauchte Prinzessin Charlotte von Rochefort aus dem hohen Hause Rohan galt für die erste Schönheit Frankreichs!“

Während die junge Prinzessin auch das Bild ihrer Mutter umhängte, aber gleich darauf wieder das ihres Vaters an die Lippen drückte, nahm der Graf einen kurzen, mit Hermelin doublirten Purpurmantel von der Tafel, hing ihn um die Schultern der jungen Dame und sprach: „Stünde der Lilienthron Frankreichs in altem Glanze, so würden heute Herzoginnen Ew. Hoheit schmücken und Prinzen Sie zum Thron führen; gestatten Sie, daß einer der letzten Diener und Freunde Ihres Vaters Sie mit den Zeichen des hohen Ranges bekleidet, der Ihnen gebührt. Ew. Hoheit tragen den Purpur und den Hermelin der Prinzessinnen vom Königlichen Blut Frankreichs.“

Louise, bisher ausschließlich fast mit dem Andenken an ihren Vater beschäftigt, blickte sich jetzt erst um; sie wollte sprechen, aber der Graf hatte bereits das Geheimniß der Herrschaft über sie und sagte ernsthaft: „Alles, was hier geschieht, geschieht im Namen und Auftrage des seligen Herrn Herzogs.“

Vor diesem Namen neigte sich die Prinzessin demüthig fast und litt geduldig, daß ihr der Graf eine offene Krone,

aus goldenen Lilien zusammengesetzt, auf dem Haupt befestigte. Zugleich reichte er ihr einen goldenen Rosenkranz und bat sie, sich auf den goldenen Stuhl niederzulassen.

Hoch und stolz saß Louise von Bourbon auf dem Fürstenstuhl, der Graf hatte seinen Zweck erreicht, das Gefühl ihres Standes war erwacht in ihr, sie fühlte sich als eine Prinzessin, sie blickte stolz; der Graf sah mit Wonne die Früchte seiner Erziehung; stolz machte das junge Mädchen das Bewußtsein ihrer hohen Geburt, doch kaum saß Louise auf dem fürstlichen Stuhl, so legte sie ihre weiche, kühle Hand auf das heiße, bethränte Antlitz der treuen Pflegerin und sagte rührend weich: „Weine nicht, Maman Angès, ich bin immer Deine Louise, Dein gutes Kind!“

Der Graf klingelte.

Philipp, der Kammerdiener, trat ein.

„Hoheit,“ sprach der Graf feierlich, „dieser treue Mann, den Sie von Jugend auf kennen, ist der Sieur Philippe Charrès, seine Väter haben dem hohen Hause Eurer Hoheit seit länger als zweihundert Jahren treu gedient; er ist der Einzige, der Ihnen heute von den vielen tausend Vasallen des Hauses Condé seine Huldigung darbringen kann, nehmet sie gnädig an im Namen aller Getreuen.“

Der Kammerdiener warf sich auf beide Kniee nieder vor der Prinzessin und küßte den Saum ihres Kleides, Louise legte ihre Rechte auf sein Haupt und sprach gerührt: „Gott segne Sie, Sieur Philippe, Sie haben meinem Vater gedient!“

„Hoheit,“ rief der Getreue, in Thränen ausbrechend, „ich habe dem Herrn Herzoge von Bourbon gedient und dem Herrn Prinzen von Condé vordem, ich gehöre durch

meinen Vater und meinen Großvater zu den rechten Hausleuten Ew. Hoheit; es ist nicht Philippe Charrès, es ist die gesammte Dienerschaft des Hauses Condé, die Ew. Hoheit huldigt. Der Chevalier Jacques und Philippe Charrès sind für das Haus Condé überall hingegangen, nur nicht in die Messe, gestatten Ew. Hoheit, daß ich Ihnen diene bis an's Ende!"

„Der Chevalier Jacques ist einer der treuesten Diener Ew. Hoheit," nahm der Graf das Wort, „Sie erinnern sich des alten, freundlichen Herrn vielleicht noch? Chevalier Jacques sowohl als der Sieur Philippe sind Hugenotten geblieben wie ihre Väter, aber eben so treue Diener."

Die Prinzessin zog eine kleine, grünseidene Börse hervor, daraus nahm sie ein Goldstück und sprach: „Sieur Philippe, nehmt dieses Goldstück, das ist kein Geld, sondern ein Andenken an Euren Herrn, den Herzog, meinen Vater. Als ich noch ein kleines Kind war, pflegte er mir Goldstücke auf mein Bettchen zu streuen, ich habe sie alle treulich bewahrt, das ist eins davon, einem so treuen Diener gönne ich's, sonst Niemandem."

Weinend empfing der Diener das Andenken, erhob sich und entfernte sich auf einen Wink des Grafen.

Als sich die Thür hinter dem Kammerdiener geschlossen, stand die Prinzessin auf, der Graf aber beugte das Knie vor ihr und sprach: „Gefalle es Ew. Hoheit, mich anzuhören; ich bin ein niederländischer Edelmann und gehöre zur freien Ritterschaft des Landes Drenthe, mein Name ist Jonkherr Adrian Cornelius Ludwig van Vavel van Versay, den Grafentitel, den ich führe, hat mein Großvater von der Krone Schweden erlangt. Ich hatte das Glück, der

Freund des ritterlichen Herzogs von Enghien, Ihres Durchlauchtigen Herrn Vaters, zu werden. Während der Stürme der Revolution und der darauf folgenden Kriege vertraute er mir das Liebste, was er hatte, sein Kind an. Madame Angès war Ihre Pflegerin, Hoheit, Ihre zweite Mutter, wir haben Sie nie verlassen bis auf diesen Tag. Ich war, zufolge der letzten Bestimmungen des Herrn Herzogs, Ew. Hoheit Erzieher und Vormund, gern würde ich heute zurücktreten, beglückt durch das Gefühl, eine so vollkommene Prinzessin erzogen zu haben, aber die Hand Gottes liegt schwer auf dem Königlichen Hause von Frankreich, der König und die Prinzen seines Hauses schmachten in der Verbannung, ein fremder Eroberer hat sich des Thrones der Lilien bemächtigt, die Getreuen sind zerstreut und in Furcht, darum gestatten Ew. Hoheit mir, daß ich als Ehrencavalier in Ihrem Dienste zu Ihrem Schutze bleibe, bis ein Würdigerer diese Stelle einnehmen kann."

„Es kann keinen Edelmann geben, der würdiger wäre und mir lieber, mein Oheim!"

„Ew. Hoheit vergessen —" warf der Graf ein.

„Das ist die Bedingung, unter der allein ich die Dienste des Grafen Vavel de Versay annehme," rief die Prinzessin lebhaft, „er muß mir gestatten, ihn nach wie vor meinen Oheim zu nennen!"

„Es ist der Befehl Ew. Hoheit," entgegnete der Graf, „und ich unterwerfe mich, aber Ew. Hoheit wollen mir zugleich versprechen, sich allen den Anordnungen zu unterwerfen, welche ich im Interesse Ihrer Sicherheit und Ruhe treffe."

„Ich unterwerfe mich Allem, mein Oheim, ohne zu fragen, ohne zu murren, denn ich vertraue Ihnen blind, das schwöre ich bei dem Andenken meines Vaters!“

„Nun denn,“ rief der Graf mit so starker Stimme, daß die Prinzessin erbleichte, „höre mich, Louise Henriette Charlotte von Bourbon-Condé, Du Prinzessin von Frankreich, des edlen, schändlich hingemordeten Herzogs von Enghien einzige Tochter, Du bist wie ein gehetztes Wild auf dieser Erde, die Schergen des Gewaltigen sind hinter Dir, Du bist ihnen verfallen mit Leib und Leben, sie werden nicht achten der Jugend, der Unschuld, der Schönheit, die Dich schmücken, denn Du hast den Haß der Schlechten geerbt von Deinem edlen Vater. Niemand darf Dich kennen, Niemand darf um Dein Dasein wissen, Niemand darf Dein Antlitz schauen, denn es trägt zu deutlich die Züge eines tausendjährigen Königsgeschlechts, das nunmehr keine Stätte mehr hat auf dem Continent, den es von vier Königsthronen beherrscht hat. Ja, hohe Fürstin, ich habe Dir die Krone aufgesetzt heute, die Dir gebührt, aber ich werfe auch den Schleier darüber, den Du tragen mußt, bis der Thron der Lilien wieder strahlt in hellem Glanze. Prinzessin von Bourbon-Conndé, ich werfe den Schleier des Geheimnisses und der Verborgenheit über Dich und Deine Krone, über Dich und Dein blühend Angesicht, über Dich und Deine Jugend, und er soll nicht eher gelüftet werden, als bis es ohne Gefahr für Dein Leben und Deine Ehre geschehen kann, das schwöre ich, so wahr mir Gott helfe, Amen!“

Und bei dem Amen warf der Graf mit einer raschen

Bewegung einen großen schwarzen Schleier über die Prinzessin, der sie verhüllte vom Kopf bis zu den Füßen.

Es herrschte eine so tiefe Stille in dem rothen Zimmer des Radefeld'schen Hauses auf der Neustadt zu Hildburghausen, daß man die Athemzüge der drei Personen, die sich in demselben befanden, nicht nur deutlich vernahm, sondern auch ganz genau unterscheiden konnte. Louise von Bourbon athmete rasch und schwer unter dem Eindruck der auf sie einstürmenden Gemüthsbewegungen, Madame Angès' Athemholen war, wie immer, ein leises schmerzliches Stöhnen; der Graf allein athmete frei und ruhig. Sein blitzendes Auge suchte das Antlitz der Prinzessin durch die weiten Falten des dichten schwarzen Schleiers; zwei Mal hob er die Hand, um ihr den Schleier abzunehmen, zwei Mal ließ er sie wieder sinken; endlich ertönte die Mitternachtstunde in scharfen Schlägen, dumpf klangen die Glockenstimmen von den Kirchthürmen der Stadt nach, und der Graf hob den Schleier von dem bekrönten Lockenhaupt der Herzogstochter, indem er sprach: „Der Schleier für Alles, was draußen ist, die Krone für uns. Wollen Ew. Hoheit die Gnade haben, unsern Glückwunsch zur Feier Ihres Geburtstages anzunehmen!"

„Ich danke Ihnen, mein Oheim!" entgegnete Louise aufstehend, „umarmen Sie mich, ich bitte!"

Sie sagte noch „mein Oheim," sie bat noch um einen Kuß, wie am Tage zuvor, wie Jahre lang zuvor, aber der Graf kannte seine Mündel. Die kleine feierliche Scene, die er mit ihr aufgeführt, hatte ihre Wirkung auf die lebhafte und empfängliche Seele der Tochter des Herzogs von Enghien nicht verfehlt; ihr „mein Oheim" klang wie das

„mon cousin“, das die Könige von Frankreich einigen vornehmen Edelleuten ihres Landes gaben, und bei der Umarmung neigte Louise ihre Stirn mit so stolzer Demuth und empfing den Kuß mit solcher Würde, als ob sie nie eine andere Weise gekannt; der Graf aber sagte mit Freude zu sich selbst: „So wird es möglich sein!“

Als die Prinzessin die Umarmung des Grafen empfangen, trat sie zu der Kranken, kniete vor ihrem Stuhl nieder, ergriff eine der abgemagerten, skelettähnlichen Hände, nahm sie zwischen ihre weichen, weißen, blühenden Finger und drückte sie an ihre Brust, während sie sagte: „Meine liebe Maman Angès!“

Das Alles hatte Louise schon oft gethan, heute aber that sie es doch ganz anders!

„Ihre Hoheit,“ flüsterte die Kranke, „ist seit einer Stunde der Frau Prinzessin-Mutter so wunderbar ähnlich geworden!“

Madame Angès sah den Grafen dabei an, dieser antwortete: „Es ist wahr, selbst der Ton der Stimme erinnert plötzlich an den scharfen metallischen Klang, den alle Damen vom Hause Rohan in ihrer Stimme haben sollen, den ich bei der Frau Prinzessin-Mutter oft wahrgenommen habe!“

Die Bemerkung der guten Madame Angès war richtig, aber die plötzliche Aehnlichkeit zwischen Louise und ihrer Mutter war gar nicht so wunderbar, wie sie der Angès und besonders Louise selbst dünkten; das Aehnliche, das Gemeinsame in Mutter und Tochter war ganz einfach das Bewußtsein fürstlicher Würde, das aber konnte Louise nicht

gehabt haben bisher; seitdem sie es hatte, mußte sie dadurch an ihre Mutter erinnern.

Der Graf begriff das wohl, er hielt es aber nicht für nöthig, darauf aufmerksam zu machen.

In diesem Augenblick wurde das Gespräch unterbrochen, denn die Thür öffnete sich und der Kammerdiener meldete feierlich: „Das Couvert Ihrer Hoheit ist servirt!“

Es gehörte zu den Hülfsmitteln, deren sich der Graf bediente, um die Einsamkeit einerseits sich selbst leichter und das Geheimniß dichter zu machen, daß er einen großen Theil der Nacht dem Leben widmete und dann am Tage der Ruhe pflegte. Daher die schweigende Stille in den von ihm bewohnten Räumen den größten Theil des Tages über. Auch liebte der Graf, wie fast alle reizbare Menschen, das Leben bei Nacht und Kerzenschimmer; in früheren Lebensverhältnissen hatte er sich daran gewöhnt, und in seiner tiefen Zurückgezogenheit soupirte er immer erst nach Mitternacht.

Louise sagte Madame Angès: „Gute Nacht!“ Der Graf präsentirte ihr die rechte Hand mit derselben Würde und Feierlichkeit, als hätte er die Ehre gehabt, sie in Chantilly zur Tafel zu führen; sie legte die Finger ihrer Linken leicht auf den dargebotenen Arm und schritt so an seiner Seite anmuthig in das Speisezimmer, dessen Thüren sich hinter ihnen schlossen.

Während der Kammerdiener Madame Angès in ihr ziemlich entferntes Schlafzimmer rollte, wo er sie einer Krankenpflegerin übergab, führte der Graf die Prinzessin zur Tafel und sprach, als sie Platz genommen, stehend das herkömmliche Tischgebet; darauf legte er den Federhut auf

einen Nebentisch und hob den Deckel von der Suppen-Terrine. Er legte der Prinzessin vor, dann erst nahm er zu ihrer Linken auf einem Tabouret Platz. Die Förmlichkeit, mit welcher der Graf verfuhr, befremdete die Prinzessin doch, sie aß schweigend ihre Suppe. Als sie den Löffel niederlegte, füllte ihr der Graf den kleinen goldenen Becher, der vor ihrem Couvert stand, mit Wein, stand auf, hob die Suppen-Terrine ab und trug sie in das Vorzimmer, aus welchem er auf einer silbernen Platte das in kleinen Schüsseln zierlich und mannichfaltig geordnete Souper hereinbrachte.

Louise aß ziemlich stark und war, wie alle Bourbonen, ein wenig lecker. Der Graf bot ihr von allen Schüsseln an und legte ihr vor, einzelne Speisen mit Kennermiene empfehlend und preisend, andere als mißrathen bei Seite setzend. Als die Prinzessin die Gabel niederlegte, schenkte ihr der Graf wieder Wein ein, wechselte die Teller und holte aus dem Vorzimmer eine Platte, die mit einem außerordentlich reichen Dessert besetzt war.

Der Graf trank ziemlich reichlich verschiedene weiße französische Weine und nahm zum Dessert einige Gläser Liqueur; auch die Prinzessin nahm davon, obwohl sie zum Souper bereits zwei Becher Sauternes getrunken; der Graf hatte sie früh an Wein gewöhnt; die vornehmen Damen waren einst mehr mit dem Genuß des stärkenden, herzerfreuenden Rebenblutes vertraut und waren gesunder und kräftiger als jetzt.

Schweigend verzehrten Beide das Dessert, die Prinzessin lebhaft mit den Eindrücken des Abends beschäftigt

der Graf, weil er nicht die Absicht hatte, die Dame von ihren Gedanken abzulenken.

Plötzlich vernahm man ein leises Kratzen an der Thür, welche in das Zimmer der Prinzessin führte, und Louise, sich rasch erhebend und ihre Würde vergessend, rief: „Oh, meine arme Marton, ich habe Dich vergessen!“

Sie eilte nach der Thür, der Graf aber war ihr zuvorgekommen, er stellte sich zwischen sie und die Thür, verneigte sich tief und sprach: „Verzeihung, Hoheit, mein Dienst verleiht mir auch Rechte, befehlen Ew. Hoheit, die Thür zu öffnen und das Kätzchen einzulassen?“

Louise nickte stumm und setzte sich verlegen wieder nieder, der Graf öffnete die Thür und ließ eine reizende kleine Katze eintreten, die langsam auf ihre Herrin zuschritt und sich dann schmeichelnd an deren Fuß schmiegte. Die Prinzessin streichelte das schöne Thier, sich leicht zu ihm nieder neigend, dann fragte sie, sich aufrichtend: „Wie? Haben wir keinen Hunger heut, schöne Marton?“

Sofort sprang das Kätzchen behend auf ein leeres Tabouret, das an dem Tische stand, und setzte sich dort nieder, sein Pfötchen leckend und jede Bewegung der Prinzessin aufmerksam mit den klugen Augen verfolgend.

Louise zerkrümelte ein feines Backwerk auf einem Teller, den sie dann dem Thier hinsetzte, das mit großem Appetit und jener dem Katzengeschlecht eigenen Grazie zu fressen begann. Die Prinzessin trocknete sich die Fingerspitzen an der Serviette und rief kindlich heiter: „Sehen Sie, mein Oheim, wie zierlich Marton frißt!“ Louise lachte hell auf, als die Katze, den Kopf erhebend, sich mit der spitzen Zunge das Maul ableckte und sehr behaglich

schnurrte. Die Prinzessin war ihrer kleinen Katze gegenüber wieder ganz das frohe, frische, junge Mädchen, das nichts von der Aufmerksamkeit bemerkte, mit welcher der Graf jeden Zug ihres Gesichtes, jede Bewegung bebeobachtete.

Als die Prinzessin des Spieles mit der Katze überdrüssig war und die Serviette weglegte, erhob sich der Graf und sprach das Gratias. Dann ergriff er einen Armleuchter und fragte: „Kann ich die Ehre haben, Ew. Hoheit zum Coucher zu geleiten!"

Auf einen bejahenden Wink ging er voraus, die Prinzessin folgte ihm mit dem Kätzchen; der Graf ging durch das Cabinet, in welchem sich eine ziemlich zahlreiche Büchersammlung befand, öffnete die Thür des Schlafzimmers, zündete die beiden Kerzen an, die auf dem Nachttisch standen, dann kehrte er zurück und erbat sich von Louise, welche in dem Cabinet vor dem Schlafzimmer geblieben war, ihre Befehle für den nächsten Morgen.

„Ich wünsche mich morgen so früh als möglich mit Ihnen über mehrere Dinge zu unterhalten, mein Oheim!" sagte Louise, den Grafen mit ihren prächtigen Augen anstrahlend.

„Ich bin zu Ew. Hoheit Befehl!"

„Gute Nacht, mein Oheim!"

Der Graf küßte die Stirn, welche ihm die Prinzessin mit leichter Verbeugung bot, dann zog er sich zurück und schloß die Thür hinter sich.

Fünftes Capitel.

Französische Spione und preußische Patrioten.

Noch immer giebt es in den stilleren Querstraßen der prächtigen Berliner Friedrichsstadt Häuser, die, obgleich sie ganz sauber aussehen, doch eigentlich einen ärmlichen oder gar schäbigen Charakter verrathen; sie mögen nun ein- oder zweistöckig sein, so macht die aufgesetzte Mansarde, klein, eng und knapp, immer einen beinahe ängstlichen Eindruck, der dadurch noch besonders erhöht wird, daß unmittelbar von der Straße aus, hinter der Schwelle aufwärts, eine halsbrechend steile hölzerne Treppe ins erste Stock führt. Neben dieser Treppe ist dann gewöhnlich ein enger Gang, durch den man in einen schmutzigen, feuchten Raum gelangt, den man Hof zu nennen beliebt, weil man von dort aus ein winziges Stück blauen oder grauen Himmels erblicken kann, wenn man im Stande ist, seinen Kopf weit genug in den Nacken zu werfen und der Wind nicht gerade den dicken Qualm vom Nachbar Seifensieder herüber treibt.

Die meisten dieser mesquinen, wir glauben dieses Beiwort gerechtfertigt zu haben, Häuser sind durch totalen

oder theilweisen Neubau im letzten Menschenalter verschwunden oder doch wesentlich verbessert, doch hat die Friedrichsstadt Berlin's sobald wohl noch nicht zu fürchten, dieser doch immerhin charakteristischen Häuser ganz verlustig zu gehen.

Im Jahre 1809 waren diese Häuser noch sehr zahlreich, und in einem derselben hatte der Geheime Rath Beireis, oder von Beireis, wie man will, seit zwei Jahren etwa, das heißt seit der Zeit, seit welcher ihm durch seine genauere Verbindung mit Frankreich bedeutendere Geldmittel zu Gebote standen, sein Quartier aufgeschlagen. Unsere Leser kennen den Herrn bereits, sie werden sich deshalb nicht wundern, daß sich derselbe in jener Zeit gerade und trotz seiner vermehrten Mittel in dies kleine Haus auf der Zimmerstraße zurückgezogen.

Zu ebner Erde an dem schmutzigen Flurgang wohnt der Besitzer des Hauses, ein verdorbener Flickschneider, der auf Pfänder leiht, ein Mann, der argen Wucher treibt mit den Pfennigen der Armuth. Die Treppe, die hinter der schlechten Thür in's erste Stock führt, ist unglaublich steil und unreinlich, der enge kleine Vorplatz oben ist finster, aber der Geheime Rath von Beireis empfängt weder Gesellschaften, noch überhaupt Jemanden bei sich. Mit seinen Bekannten und Freunden giebt er sich Rendezvous bei Sala oder bei Dallach, oder er bestellt sie an die table d'hôte des Hôtels, an der er gerade zu speisen pflegt. Oben in einem Mansardestübchen wohnen die beiden ältlichen Frauenzimmer, denen es obliegt, die Wohnung des Geheimen Raths zu reinigen und in Ordnung zu halten, so weit das der etwas cynische Junggeselle

überhaupt gestattet, die ihm auch die kleinen Wege gehen und die Commissionen ausrichten, die er nicht anderweitig besorgen lassen mag.

Für diese beiden ältlichen Frauenzimmer ist der Geheime Rath eine Art von Halbgott, denn er bezahlt sie nicht allein gut, sondern behandelt sie auch sehr freundlich; sie sind seine ergebenen Dienerinnen bis zu dem Grade, daß sie selbst schweigen gelernt haben bei ihm, obwohl der Geheime Rath sich hütet, sie irgend etwas sehen oder hören zu lassen, was ihm schaden könnte im Falle einer doch möglichen Indiscretion.

Muß der Geheime Rath aber irgend einen Besuch empfangen, so geschieht das in dem kleinen Zimmer, das dem Flur zunächst liegt; es ist fast ärmlich meublirt, die Wände sind mit Bücherborden verstellt, werthvolle Ausgaben der Classiker in verschiedenen Sprachen tragend, ein großer Schreibtisch, mit alten Acten und Papieren bedeckt, nimmt fast den ganzen Raum ein. Hinter diesem Empfangzimmer, wie man es nennen muß, denn der Geheime Rath befand sich nur darin, wenn er Jemanden empfing, war das Schlafzimmer, dessen Ausstattung einen ganz anderen Charakter trug. Ein großer Ofen verbreitete hier eine behagliche Wärme, während das andere Gemach eine fröstelnde Luft durchwehete; die schlechte Diele war hier mit einem reichen, wenn auch nicht allzu reinlichen Teppich belegt. Das breite Bette mit seiner Fülle von Kissen aller Art, die Toilette mit der Unzahl von Fläschchen, Töpfchen und Näpfchen in allen Formen verriethen die junggesellenhaften Grillen des Geheimen Rathes in Bezug auf Bequemlichkeit und Pflege seines Körpers, während der große

Tisch, der dicht an's Bett gerückt und mit Büchern schwer bepackt war, auf die Gewohnheit deutete, im Bett zu studiren.

Einen eigentlichen Einblick in das Wesen des Geheimen Rathes, der seine Genüsse durch Heimlichkeit zu steigern wußte, erhielt man aber erst, wenn man durch die kleine Tapetenthür in das Hinterzimmer neben dem Schlafgemach trat. Das einzige Fenster dieses Zimmers, das nach dem elenden Hof hinausging, war völlig geblendet, dafür erleuchtete eine von der ziemlich niedrigen Decke bis dicht auf den darunter stehenden Tisch niederhängende Ampel den Raum mit mildem Licht. Weiche Teppiche, seidene Decken, bequeme Lehnstühle, ein großes Polsterbett, kleine Tischchen und Gueridons bildeten ein Ameublement, was in Bezug auf sybaritische Bequemlichkeit kaum etwas zu wünschen übrig ließ, was aber auch hohen Kunstwerth besaß, denn es waren Stücke der vorzüglichsten Marqueterie-Arbeit darunter. Auf dem Boule-Tischchen, auf den Consolen der beiden mächtigen Wandspiegel und auf dem großen runden Tisch in der Mitte sah man eine Menge allerliebster kleinerer und größerer Kunstwerke in Marmor und anderen Steinen, in Bronze und Elfenbein, Porcellain und seltenen Hölzern. Es war in der ganzen Zusammenstellung die Hand eines Mannes von feinem Kunst-Geschmack sichtbar, auch waren die verschiedenen Armleuchter mit den Wachskerzen kunstverständig so vertheilt, daß jede einzelne Gruppe, jede einzelne Statuette fast in dem rechten Lichte stand. Die wenigen Oelgemälde, welche neben den Spiegeln hingen, waren keine Originale, aber es waren werth- und geschmackvolle Copien berühmter Bilder, mythologische Scenen dar-

stellend, und jedes derselben war bestens beleuchtet durch Kerzen, die auf Armen brannten, welche in die Wand geschlagen waren.

Der Geheime Rath hatte sich sein Closet raffinirter Sinnenlust mit höchster Umsicht selbst eingerichtet.

Wer hätte das gesucht in dem mesquinen Hause auf der Zimmerstraße? Niemand suchte, Niemand vermuthete auch nur etwas Aehnliches dort.

Ein starker, kräftiger, aber nicht betäubender, sondern erfrischender Duft, den der Geheime Rath selbst aus der würzigen Verbena, dem sogenannten Eisenkraut, zog, der erst viel später unter dem Namen Extrait de Verveine bekannt wurde, erfüllte das Gemach. Der wackere Beireis genoß eben mit großer Behaglichkeit seine Schätze, er lag bequem, in ein leichtes Gewand von grüner Seide gehüllt, auf dem Polsterbette, seine mit Sammetstiefeln bekleideten Füße ruhten auf einem Haufen Kissen, höher als sein halb kahler Kopf; bald lauschte er mit leicht zugedrückten Augen den Tönen der Flöten-Uhr, die eine lüsterne französische Romanze spielte, bald nahm er sein Glas und betrachtete die üppigen Gestalten der Mänaden in dem Bacchus-Zug, der ihm gegenüber hing, bald nippte er, jeden Tropfen des köstlichen Val de Pennas auf der Zunge zerdrückend, aus dem Krystall-Pokal, der auf einem niedrigen Tischchen neben dem Polsterbette stand. Das Alles that er, ohne seine bequeme Stellung zu verändern.

Dennoch war er nicht allein in dem Gemach.

In einem Voltaire, der dicht an den großen Tisch gerückt war, saß ein Frauenzimmer, eine Dame, wenn man so sagen will, denn sie war in das vornehmste Ballcostume

der damaligen Mode, etwas überladen mit Blumen und Steinen, gekleidet. Es war eine üppige Gestalt, die Züge etwas verlebt, doch nur, wenn sie die blitzenden Augen nicht aufschlug; die Dame hatte eine von den zahllosen kleinern und größern Mappen vor sich geöffnet, welche auf dem Tisch aufgeschichtet lagen, und betrachtete die Kupferstiche, welche sie enthielt, mit großer Aufmerksamkeit. Das Spiel ihrer Finger, die runden Bewegungen ihres zierlichen Armes, die Schatten und Lichtreflexe auf ihrem Rabenhaar und den weißen Schultern boten den Augen des Geheimen Raths einen anderen Gegenstand seiner kunstsinnigen Betrachtungen.

Beireis bemerkte, daß die Dame ihre Durchsicht der Mappe beendet hatte und dieselbe ordentlich wieder zuband.

„Sie sind doch ein liebes Kind," sagte er, ohne sich zu rühren, „so ist's recht, man muß nie Kupferstiche ansehen, ohne die Mappe ordentlich wieder zuzubinden, diese kleine Dankbarkeit muß man haben für den Genuß; Sie sind ein liebes Kind!"

„Und Sie ein wenig ein Pedant!" entgegnete die Dame kurz und französisch.

„Warum sprechen Sie nicht deutsch?" entgegnete lächelnd der Geheime Rath, „meinen Sie, daß Sie bereits das Geheimniß dieser Sprache ergriffen hätten?"

„Pah! das Geheimniß lohnt nicht der Mühe," rief die Dame, „ich mag nicht deutsch reden, es ist das eine Sprache für Pedanten und arme Teufel; Alles, was man in dieser Sprache sagt, klingt so albern!"

„Si bête!" wiederholte der Geheime Rath lachend.

„Sie haben keine Ursache, zu lachen, mein guter Beireis,

Sie wären wirklich ein ganz erträglicher Mensch, wenn sie kein Deutscher wären; glauben Sie mir, die deutsche Sprache macht dumm und tugendhaft! Jede Zweideutigkeit wird in dieser Sprache so plump, daß man sich schämt und ekelt, sie auszusprechen."

Der Geheime Rath hob seinen Kopf etwas auf, warf einen langen Blick auf die Dame und sagte derb: „In der That, Mädchen, da hast Du etwas sehr Richtiges gesagt, etwas, was ich Dir nicht zugetraut hätte; in der That, diese deutsche Sprache ist nicht gemacht für Zweideutigkeiten, man fühlt, daß man sie und sich selbst erniedrigt, wenn man sie dazu mißbrauchen will; wir Beide wollen zusammen nur französisch sprechen, da hat man das Gefühl nicht zu fürchten!"

Der Geheime Rath sagte das mit einem ganz sonderbaren Ernste, der der Pariserin im höchsten Grade mißfiel. „Sie sind ein grober Deutscher!" rief sie heftig, „ein Franzose hätte das nie gesagt!"

„Das glaub' ich," entgegnete Beireis, laut lachend über den komischen Zorn der Dame, „aber," setzte er hinzu, „ich fürchte, Mademoiselle hat umsonst Toilette gemacht, dieser theure Herr von Moritz wird heute nicht kommen, denn es ist schon neun Uhr vorüber."

„Der Graf wird kommen," entgegnete Mademoiselle Cephyse, die wir als Schwester des Herrn von Moritz im grünen Baum auf der Krausenstraße zum ersten Male sahen, vor fast drei Jahren bei ihrer Begegnung mit dem englischen Lord Bathurst.

„Er wird kommen?" lachte Beireis, „hält er sein Wort wie ein pedantischer Deutscher?"

„Nein, wie ein französischer Edelmann!“ rief die Dame.

„Also, so weit es ihm bequem ist!“ erklärte der Geheime Rath.

„Herr Beireis, Sie sind ein Ungeheuer!“ erwiederte die Dame ebenfalls lachend.

„Und werden Sie dabei beharren, liebe Cephyse,“ fragte der Geheime Rath mit schmeichelndem Tone, „mich nicht zu küssen, auch wenn er nicht kommt?“

„Ich werde dabei beharren, mein Herr!“ sagte die Dame kurz.

„Auch wenn ich Ihnen den Ring mit dem gelben Stein schenke, der Ihnen so gefällt?“ flüsterte der Geheime Rath lauernd.

„Auch dann!“ lautete die gleichgültige Entgegnung.

„Sie sind ein Kind!“ rief der Geheime Rath unwillig.

„Mag sein!“ sagte Cephyse, „aber ich habe Grundsätze, meine eigenen Grundsätze für mich, er würde es auf der Stelle merken, daß ich Sie geküßt.“

„Oh Thorheit,“ lachte Beireis, „glauben Sie denn, mein Engel, daß dieser theure Herr von Moritz sich einbilden wird, wir hätten uns nicht ein Mal geküßt in den sechs oder sieben Monaten, seit er Sie meiner Obhut überließ?“

„Er müßte ein Deutscher sein, um das zu glauben,“ entgegnete die Dame lachend, „aber meine Grundsätze sind gar nicht die eines deutschen Moral-Professors, sondern ich habe die Grundsätze der Schicklichkeit, der Convenance, ich halte es für unanständig, den Mann, den einzigen Mann, den ich liebe, zu empfangen nach langer Abwesenheit, wenn meine Lippen noch warm sind von dem Kuß eines Andern!“

„Bravo! Bravo!" rief der Geheime-Rath, in die Hände klatschend, „da hast Du den Ring, da nimm, Deine Grundsätze haben ihn verdient!"

Er hielt ihr den Ring hin.

Cephyse streckte rasch die Hand aus nach dem Kleinod, dann zog sie dieselbe zurück und rief: „Nein, Herr Deutscher, so lasse ich mich nicht fangen, das ist doch zu deutsch, Ihr werdet, wenn ich den Ring genommen habe, meine Zärtlichkeit als Tribut meiner Dankbarkeit verlangen!"

„Die Zärtlichkeit einer schönen Frau ist stets das Ergebniß ihrer Großmuth," versetzte Beireis zweideutig, „nimm den Ring!"

Die Dame nahm den Ring, Beireis richtete sich auf und leerte seinen Pokal bis zum Grunde; die Gluth des Weines und der Sinnlichkeit flammte auf seinem Angesicht.

Cephyse steckte den Ring an einen von ihren hübschen Fingern, ließ ihn im Lichte blitzen, tändelte und spielte mit ihm, sie sah den Geheimen-Rath nicht an, obwohl sich derselbe erhoben hatte und neben ihr stehend sie mit begehrlichen Blicken betrachtete; endlich blickte die Dame auf von dem prächtigen Ringe zu dem Geber desselben und sagte: „Mein guter Herr Beireis, ich will mich dankbar zeigen und großmüthig, umarmen Sie mich, küssen Sie mich, ich biete Ihnen meine Hand, meinen Arm, den Sie so oft bewundert haben, ich biete Ihnen Stirn und Wange zum Kuß, aber ich werde nicht leiden, daß Sie meinen Mund küssen."

„Ich danke Ihnen, Mademoiselle," entgegnete Beireis verdrüßlich, „die Hand giebt man Jedem zum Kuß, der vermöge seiner gesellschaftlichen Stellung Anspruch darauf

hat, einer Dame die Hand küssen zu dürfen; einen Kuß auf den Arm muß man Jedem verzeihen, der den Muth hat, ihn zu nehmen, der Kuß auf die Wange ist das Recht jedes Cousins, und in Paris hat man deren so viele, als man Lust hat, und jedes Neujahrsgratulanten; auf die Stirn küssen zärtliche Väter und Großväter und versöhnte Oheime; ich danke, Mademoiselle, ich will nur einen wirklichen Kuß!"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, mein Herr, daß ich Grundsätze habe, und diese sind unerschütterlich."

„Ich habe die unerschütterlichsten Grundsätze schon in Gefahr und in der Niederlage gesehen!" rief Beireis halb belustigt und halb verdießlich.

„In Gefahr sind meine Grundsätze jetzt," entgegnete Cephyse ernsthaft, „die Niederlage derselben aber werden Sie hoffentlich nicht sehen!"

„Nicht!" sagte Beireis lauernd und kam ihr näher.

„Bemühen Sie sich nicht, mein guter Herr Beireis, ich habe nur ein paar Grundsätze, nur wenige und ganz unbedeutende, aber ich werde sie behaupten." Damit erhob sich die Dame und blickte dem Geheimen-Rath stolz in's Gesicht.

„Das Mädchen hat den Teufel im Leibe!" schrie Beireis aufwallend.

„Pah!" sagte Cephyse halb verächtlich.

Da klang ein leiser, aber langezogener Glockenton harmonisch durch das Gemach.

„Das ist Er!" rief die Dame zusammenfahrend, „welches Glück, daß ich meine Grundsätze bewahrt habe!"

Der Geheime-Rath schwieg und lauschte.

Ein zweiter Accord wurde vernehmbar; Beireis hatte seinen Klingelzug so eingerichtet, daß der, welcher draußen

an der rostigen, schlechten Drahtklingel zog, im inneren Zimmer seinem Ohr durch ein harmonisches Geläut schmeicheln mußte.

„Das ist Er!“ wiederholte Cephyse.

„Ich rechne auf Ihre Dankbarkeit!“

„Sie können es sicher, sobald er mich geküßt hat,“ „ich mußte nur meine Grundsätze retten!“

Ein drittes Geläut durchzitterte das Gemach.

Der Geheime-Rath zog einen weiten Pelz an, setzte eine kleine Sammetmütze auf und ging, einen silbernen Leuchter in der Hand, hinaus.

Cephyse stand allein und murmelte vor sich hin: „Er kommt wieder und die alte Tyrannei nimmt wieder ihren Anfang; dieser gute deutsche Herr ist viel bequemer, er führt mich überall hin, auf Bälle und in's Theater, er beschenkt mich reich und ich liebe ihn viel mehr wie diesen Tyrannen, und doch —“

Das launenhafte Weib hatte nicht Zeit auszureden, denn in dem Augenblick trat Graf d'Anethan d'Entragues ein und blieb, einen scharfen Blick auf sie werfend, einen Schritt vor ihr stehen.

Sie schlang ihre warmen, weichen Arme um seinen Hals, drückte ihre Lippen auf seinen Mund und flüsterte in leidenschaftlicher Erregung: „Ich habe Dich wieder!“

Der Graf lächelte fein, er litt ihre Liebkosungen mehr als er sie erwiederte und meinte endlich: „Ihre Freude über meine Rückkehr, liebe Cephyse, entschädigt mich für das Ungemach einer langen Reise!“

Neue Umarmungen, neue Zärtlichkeitsbetheuerungen; die Dame dachte in diesem Augenblicke mit einer Art von

Scham an die Zärtlichkeiten des alten Geheimen-Rathes; sie erhob ihre Augen, den Deutschen zu vergleichen mit dem Franzosen, der ihr in diesem Augenblicke ein Halbgott an Schönheit schien. Der schlaue Alte aber war nicht in dem Gemach, man hörte ihn wirthschaften und klirren in der kleinen Küche, die an sein Closet stieß.

Länger als eine Viertelstunde flüsterte Cephyse ungestört mit ihrem Freunde, aber es war nicht immer, ja, es war nur sehr wenig Liebe, was sie flüsterten; Cephyse hatte den Geheimen-Rath scharf beobachtet, aber sie wußte nur günstig über ihn zu berichten; der Graf mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß Beireis ein zuverlässiger Spion sei; er fragte auch leise andeutend nach den persönlichen Verhältnissen seiner beiden Agenten; Cephyse sagte ihm, was ihr gut dünkte, und der Graf glaubte, was er für gut hielt; überdem war er nicht eifersüchtig in Bezug auf Cephyse, wie wir wissen, und hielt seine Dame für prächtig aufgehoben bei dem Berliner Agenten Talleyrand's.

Endlich öffnete der Geheime-Rath die Küchenthür, ein reizender Duft drang herein, und aufrichtig rief der Graf: „Sacre nom de Dieu; ich bin entsetzlich hungrig, Herr von Beireis, das riecht ja so appetitlich, als wollten Sie einem Todten Hunger machen?"

„Ich bin gleich fertig!" entgegnete der Geheime-Rath von draußen, „Mademoiselle, wollen Sie die Güte haben, die Servietten aufzulegen!"

Die Dame legte die Servietten auf, wie sie die Zeit her zu thun gewohnt gewesen, sie deckte drei einzelne Tische und half dann dem Geheimen-Rath ein kleines Souper herein tragen, höchst einfach, aber eben so fein, lauter

Speisen, die nichts verloren durch das Wärmen, und sie standen, jede einzeln, auf einem kleinen silbernen Dreifuße, unter dem eine Spiritusflamme brannte. Zuletzt schleppte Beireis noch einen schweren Flaschenkorb in's Closet, schloß die Thür hinter sich und meldete, den Pelzmantel abwerfend: „Es ist servirt, befehlen Sie Burgunder oder Bordeaux, Herr Graf?"

„Keins von Beiden," rief dieser neckend, sich in einen Voltaire werfend und eine Schüssel attakirend, während Cephyse ihm das Tischchen näher schob, „heute mag ich keine Weine der Art, haben Sie nicht ein Glas Vin de Champagne?"

„Oh, Sie Spötter, Sie sollen mich nicht in Verlegenheit setzen!" entgegnete der Geheime-Rath spöttisch, und im selben Moment ließ er knallend einen Pfropfen springen und den Schaum in einen Lilienkelch sprudeln; Cephyse nahm den Kelch, nippte leicht daran und reichte ihn dem Grafen, der ihn lachend hinunterstürzte.

Die beiden Herren aßen eine Weile mit großer Energie und ziemlich wenig auf das unaufhörliche Geplauder der Dame achtend, die fast gar nicht aß, aber doch den Wein nicht ganz verschmähete. Der Geheime-Rath speiste, wie immer, mit großem Appetit, noch größerem Genuß und dem leisen Schmerz, daß sein Magen doch nicht stark genug sei, um noch größere Quantitäten von guten Dingen zu verdauen. Der Graf war zu hungrig, um dem kleinen, hübschen Souper die demselben eigentlich gebührende Ehre wiederfahren lassen zu können, er aß rasch und war deshalb mit seinen Kräften schon zu Ende, bevor der Geheime-Rath auch nur die Hälfte seiner Thaten vollbracht.

Mit einigem Mißvergnügen blickte der Graf in das rothe Gesicht des vergnüglich kauenden Geheimen-Raths, er hatte selbst zu viel vom Gourmand in sich, um nicht zu wissen, welcher Genüsse er sich durch sein hastiges Essen beraubt, doch machte er so viel als möglich gute Miene dabei, kaute eine Mandel und trank Zimmtwasser dazu, immer so wenig auf Cephyse achtend, daß diese sich verdrießlich abgewendet hatte und halb träumend, halb wirklich schlafend auf dem Polsterbette lag.

Der Geheime-Rath bemerkte wohl, daß der Graf ungeduldig war und von Geschäften reden wollte, obwohl derselbe durchaus keine Anspielung in dieser Beziehung gemacht hatte; Beireis band langsam seine Serviette ab, tauchte seine Fingerspitzen in ein Glas Wasser, trocknete sie sorgsam ab und füllte sich dann einen Becher mit Burgunder, an welchem er mit großem Behagen und in kleinen Schlucken schlürfte.

„Kann ich Ihr Souper als beendet betrachten, Herr von Beireis?“ fragte d'Anethan.

„Gewiß, wenn Sie einige Stücke Biscuit in dieser traurigen Betrachtung nicht stören!“

„Ich möchte aber von Geschäften sprechen, ich kenne Ihre Abneigung, mein bester Herr von Beireis,“ fuhr d'Anethan entschuldigend fort, „ich würde es nicht thun, aber ich muß noch in dieser Nacht einen Bericht machen.“

„Wenn Sie müssen, Herr Graf, so bedarf es weiter keiner Worte, ich bin Ihr gehorsamer Diener!“

„So sagen Sie mir kurz, was ist es mit dem sogenannten Tugendbunde?“ fragte der Graf.

„Ah! ich merke,“ entgegnete der Geheime-Rath, „der

Herr Graf werden mir die Abfassung eines Berichtes ersparen.“

„Von allen Seiten kommen uns Warnungen wegen dieses Tugendbundes.“

„Sehr unnütz und überflüssig,“ meinte der Geheime-Rath mit Ueberlegenheit, „dieser sogenannte Tugendbund ist ein mißlungener Versuch, eine Form für den deutsch-preußischen Patriotismus und Franzosenhaß zu finden.“

„Sie halten die Sache also nicht für so gefährlich?“

„Den Tugendbund? Nein, den halte ich für höchst ungefährlich, der Geist aber, der den Tugendbund geschaffen, der ist dem Kaiser höchst gefährlich, denn er wird immer neue Formen und Gestalten suchen und annehmen, unter denen er dem Kaiserthum insgeheim und offen entgegenstrebt, bis er endlich diejenige gefunden hat, unter der er siegreich ist.“

Der Geheime-Rath schwieg und füllte seinen Becher wieder.

„Sagen Sie mir, Herr von Beireis, was wissen Sie von diesem Tugendbunde, seinen Mitgliedern, seiner Organisation und dergleichen, ich möchte gern klar sehen in der Sache.“

„Das wird Ihnen und allen Franzosen sehr schwer werden, Herr Graf,“ entgegnete Beireis, „weil Sie den Geist nicht begreifen wollen, aus dem der Tugendbund hervorgegangen, aus welchem noch andere und viel gewaltigere Dinge hervorgehen werden; doch ich will mein Bestes thun. Der Tugendbund ist eine Vereinigung von preußischen Patrioten, die sich vor einem Jahre etwa in Königsberg bildete, zu dem Zweck, die deutschen Tugenden der

Treue, der Mannhaftigkeit, der Ehrfurcht zu pflegen und zu verbreiten, eigentlich aber, um hinter diesem philanthropischen Aushängeschild gegen Napoleon und Frankreich zu agitiren, die Patrioten in Verbindung mit einander zu bringen, nach und nach eine Organisation zu schaffen, an die man sich im Falle der Noth anlehnen könne. Wenn der Gedanke dieser Verbindung nicht von dem Staatsminister Baron von Stein selbst ausgegangen ist, so ist er doch sicher in seinem Geiste; daß er sich fern von demselben hält, versteht sich von selbst, auch hat er dafür gesorgt, daß an der Spitze dieses Bundes nur Männer ohne politische Bedeutung stehen, die man preisgeben kann, wenn's sein muß. Ich weiß gewiß, daß Stein den Prinzen Herrmann von Hohenzollern an die Spitze des Tugendbundes gebracht hat, einen ehrlichen Schwärmer, aber kläglichen Politiker. Vor einigen Wochen fürchtete man, daß der Tugendbund Preußen Frankreich gegenüber compromittiren könne, Mangel an Klugheit von Seiten des leitenden Comité's, oder auch überwallender Patriotismus ließen besorgen, daß die politische Tendenz zu sehr in den Vordergrund treten werde; sofort mußten zwei ausgezeichnete Offiziere, glühende Patrioten, aber geistig hochbegabte Männer, die Majors von Grolmann und von Boyen, Mitglieder des Tugendbundes werden und dafür sorgen, daß der Schleier des Geheimnisses nicht gelüftet werde. Ich weiß, daß sich diese beiden Herren dahin ausgesprochen haben, die Zwecke und Ziele, die man verfolge, könnten durch diesen Tugendbund nimmermehr erreicht werden. Ich habe auch gehört und ich glaube es, obwohl ich eine

Gewißheit dafür nicht haben kann, daß der Freiherr von Stein den Tugendbund bereits aufgegeben hat."

„Zählt dieser Tugendbund viele Mitglieder?" fragte der Graf.

„In Ost- und Westpreußen und auch in Schlesien soll er ziemlich zahlreich sein, aber hier in Berlin, in der Mark Brandenburg und in Pommern hat er gar keinen Anklang gefunden."

„Ah! mein Herr," rief der Graf, „wo bleiben Ihre märkischen und pommerschen Junker, von deren zähem Patriotismus Sie mir so oft und so viel erzählt haben, daß ich in der That anfing, mich vor ihnen zu fürchten, wo bleiben sie? hier, wo der Anfang einer That gemacht wurde."

Der Geheime-Rath zuckte die Achseln und sah den Franzosen kaustisch lächelnd an.

„Sie lachen, Herr von Beireis!"

„Entschuldigen Sie mich, Herr Graf," entgegnete der Geheime-Rath, „aber das ist mir wieder ein rechter Beweis, wie schwer es ist, den Geist zu begreifen, der durch dieses preußische Volk weht. Selbst Sie, der Sie doch mit offenen Augen gesehen, der Sie hier in bedeutenden Momenten gelebt und von mir jeden erdenklichen Aufschluß gehabt haben, selbst Sie können noch fragen, ob die märkischen Junker an dem Tugendbunde Theil genommen! Als ich das erste Wort von der Geschichte hörte, sagte ich mir selbst, daß diese Sache hier hoffnungslos sei, ich begriff, daß der Freiherr von Stein, trotz seines Scharfblicks, sich getäuscht haben müsse, daß er den Geist des Adels in den altpreußischen Provinzen verkenne. Baron von Stein ist

ein vornehmer Edelmann aus dem Reiche, er versteht sich nicht auf diese Junker, denn sonst hätte er diesen Tugendbund nicht zu verbreiten versucht in diesen Gegenden; sein Agent, ein Herr Bardeleben, ein Mann voll Talent und Energie, hat auch nicht einen Junker gewonnen. Märkische oder pommersche Edelleute zu Mitgliedern eines politischen Geheimbundes zu machen, ist geradezu unmöglich, das ist gegen ihre Natur, die ganze Geschichte dieses Landes weiß nichts, gar nichts von Adelsverschwörungen, wie sie in allen anderen Ländern, auch im übrigen Deutschland vorgekommen sind, Geheimbündelei hat hier nie einen Boden gehabt und wird ihn auch wahrscheinlich nie haben. Uebrigens sind in dieser Beziehung die Edelleute nicht besser als der Bürger und der Bauer, es ist dem Tugendbunde hier in allen Ständen mißglückt."

„Nun, mein Herr," sagte d'Anethan etwas unwillig, „warum machen Sie uns denn fortwährend zu fürchten mit dem Geiste dieses Volkes, wenn weder die Edelleute noch die Bauern, noch die Bürger den Trieb fühlen, sich auch nur in eine auch halbwegs ungefährliche Verbindung wider uns einzulassen?"

„Sie setzen meine Geduld auf eine schwere Probe," sprach Beireis grob; aber er fügte gleich bei, „entschuldigen Sie, ich sehe, daß es dem Ausländer unmöglich ist, dieses Volk zu begreifen, aber hören Sie mich an und glauben Sie mir, oder glauben Sie mir nicht. Dieses Volk sitzt auf seiner Scholle grimmig und zürnend, voll Haß gegen den Kaiser und Frankreich, aber weder der Kaiser noch Frankreich hat etwas von ihm zu fürchten, so lange eins nicht geschieht; lassen Sie den Druck noch schwerer wer-

den, obwohl das kaum möglich ist, lassen Sie das Schwerste über dieses Volk kommen, es wird grimmig kochen in den Herzen, die starken Fäuste werden sich ballen und die Augen glühen, aber Niemand wird seine Hand erheben gegen die Unterdrücker, bis —"

Der Geheime-Rath hielt inne und schwieg.

„Nun, bis?" fragte der Graf ungeduldig.

„Können Sie sich dieses „Bis" nicht selbst beantworten, Herr," sagte der Geheime-Rath unmuthig, „so werden mir allerdings meine Reden wenig helfen."

„So sagen Sie doch!" drängte d'Anethan.

„Nun denn," fuhr dieser auf, „bis der König ruft: zu den Waffen! Bis er die schwarzweiße Fahne aussteckt an seinem Ahnenschloß, bis er seine Trommel schlagen läßt im Land; verlassen Sie sich darauf, an dem Tage, wo das geschieht, wird sich dieses Volk erheben überall und wird sich mit der ganzen Fluth seines langverhaltenen Grolles und Hasses auf den Feind stürzen und wird sobald nicht wieder aufhören, wenn es einmal angefangen hat."

„Sie haben eine hohe Meinung von diesem Volke, mein Herr!" meinte der Graf kalt.

„Die habe ich, mein Herr Graf," versetzte Beireis lebhaft, „und werde sie wahrscheinlich behalten trotz Ihres Spottes; ich wünschte wohl, daß ich dieselbe Ihren Freunden in Paris einflößen könnte, denn durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie die preußische Regierung behandeln, werden sie dem Könige Friedrich Wilhelm, so sehr dessen Herz für den Frieden ist, den Ruf: zu den Waffen! entreißen."

„Nun, und wenn dieser entsetzliche Ruf erklingt? wenn sich dieses preußische Volk erhebt? was dann?“ fragte der Graf mit offenem Spott.

„Dann bricht das französische Kaiserthum in Trümmer geschlagen zusammen!“ entgegnete Beireis aufstehend.

Der Graf hatte gehört, was er hören wollte, was er gern hörte, er wollte von Beireis nur eine Bestätigung seiner eigenen Ansichten, er glaubte, wie wir wissen, an den Fall des Kaiserthums, aber er hatte keine Lust, das den Geheimen-Rath merken zu lassen, deshalb sagte er: „Pah, mein lieber Beireis, Sie sind ein Enthusiast, behalten Sie Platz!“

Der Geheime Rath warf einen raschen Blick auf den Franzosen, dann setzte er sich nieder, er gewann durch diesen einen Blick die Ueberzeugung, daß d'Anethan seine Ansicht theile.

„Sie haben also die Gewißheit, daß hier in Berlin keine Loge des Tugendbundes besteht?“

„Ich habe die Gewißheit,“ sagte Beireis, daß hier keine Kammer, denn so, und nicht Loge, heißen die Vereine des Bundes, besteht; ich weiß, daß man sich große Mühe gegeben hat, aber man ist gerade bei den Männern auf Widerstand gestoßen, von denen man die eifrigste Unterstützung erwartete. Drei sehr eifrige Patrioten, der Prediger Schleiermacher, der Kammergerichtsrath Eichhorn und der Baron von Röder haben geradezu erklärt, sie sähen kein Bedürfniß zur Gründung eines Geheimbundes und lehnten deshalb jede Betheiligung ab. Der Einfluß aber, den gerade diese drei geistig hochstehenden Männer auf den bessern Theil der hiesigen Gesellschaft üben, ist so

bedeutend, daß hier keine Kammer des Tugendbundes gestiftet werden wird."

„Indessen kann man doch unter allen Umständen annehmen und glauben machen, daß der Tugendbund hier florirt?" fragte der Graf lauernd.

„Ah! so, ich verstehe, das können Sie dreist, denn der Geist, aus welchem der Tugendbund hervorgegangen, regt sich hier mächtig und weit gefährlicher, als er es in diesem armseligen Bunde vermag."

„Kann ich einige Stunden bei Ihnen schlafen, mein theurer Beireis?"

„Gewiß, wenn Sie sich die Beschränkungen, die Ihnen meine Mittel auflegen werden, gefallen lassen?"

„Bitte, ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Gastfreundschaft, da ich todmüde und der Ruhe bedürftig bin, dann aber doch, sobald ich mich nur einigermaßen ausgeruht habe, gleich mit Ihnen gemeinschaftlich einen Bericht abfassen möchte."

„Hier ist Ihr Lager, Herr Graf!" rief der Geheime-Rath, indem er aufstand und eine kleine Tapetenthür öffnete, die man gar nicht vermuthete; man sah durch diese schmale Pforte in einen engen Alcoven, in welchem ein luxuriöses Bett stand.

Während der Verrath hier im Verborgenen sann und seine Netze spann in Umgebungen, gemischt aus cynischer Genußsucht und raffinirter Sinnlichkeit, durchwachten die Vaterlandsliebe und Treue in hoher Begeisterung und sehnender Hoffnung in ärmlicher Umgebung wenige Straßen davon herrliche Stunden.

In einem Hinterhause der Friedrichsstraße, in einem

Zimmer, das keinen Schmuck zeigte, als die Bilder Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Louise, saßen vier Männer zusammen mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen um den schlechten hölzernen Tisch; der Punsch in dem irdenen Napf war kalt geworden, sie bedurften keiner Aufregung, sie hüllten sich in dichte Dampfwolken, welche den kurzen Pfeifen entquollen, aus denen sie rauchten, aber wie zündende Blitze schlugen die begeisterten Reden hervor aus den Wolken. Es waren vier junge Männer, der älteste von ihnen war etwa dreißig Jahre alt, er trug die Uniform eines preußischen Infanterie-Offiziers, kühner Muth und feste Entschlossenheit sprachen aus seinen ernsten Zügen, es war der Lieutenant von Quistorp; ihm gegenüber saß der Herr des Zimmers in Hemdsärmeln, ein schmucker, blonder junger Herr, der Referendar von Wedell, mit schwärmerischem Feuer in den blauen Augen; die beiden Andern waren Husaren, Husaren vom Schill'schen Regiment. Und jubelnd sangen die Vier:

Seid lustig, ihr Brüder, es freuet uns prächtig!
Der Kaiser von Frankreich ist Kolbergs nicht mächtig!
Er ließ zwar durch einen Trompeter ansagen,
Daß er die Festung Stadt Kolberg wollt' haben.

Der brave Commandant antwortet ihm drauf:
Wir geben die Festung Stadt Kolberg nicht auf;
Wir haben Kanonen, viel Pulver und Blei,
Es giebt auch noch recht brave Preußen dabei!

Glaubt ihr denn, Franzosen, wir müßten retiriren,
Weil ihr konntet Prinz Louis bei Saalfeld blessiren?
So lang ein Tropfen Blut noch in uns thut wallen,
So lange auch alle Kanonen frisch knallen!

Ihr wollt uns aushungern, wir lachen dazu;
Wir essen und trinken in fröhlicher Ruh;
Wir haben den Säbel und haben kein Bang,
Marschirt nur nach Hause und wartet nicht lang!

Eben hatten die vier jungen Männer das Lied von Kolberg zum Schluß gesungen, da erschütterte ein kräftiger Schlag die Thür, dieselbe wurde geöffnet, klirrenden Schrittes trat ein Offizier ein in Husarenuniform, den Mantel halb auf der Schulter.

„Guten Abend, meine Freunde!“ sagte der Eintretende mit kräftiger Stimme und trat näher.

„Herr Oberstwachtmeister!“ riefen die Husaren aufspringend.

„Guten Abend, lieber Schill!“ sagte Quistorp, dem Freunde die Hand reichend.

„Haben Sie noch einen Tropfen für mich, Herr von Wedell?“ fragte der berühmte Krieger den jungen Referendar.

„Zu Befehl, Herr Major!“ entgegnete dieser verlegen, denn er hatte kein Glas mehr zur Verfügung.

„Geben Sie mir nur Quistorps Glas,“ sagte Schill, merkwürdig ernst im Ausdruck, auch wenn er leicht und heiter sein wollte, „wir haben oft genug aus einem Glase und einer Flasche getrunken!“

„Das heißt, theurer Kamerad,“ rief Quistorp heiter, „Du hast oft aus meinem Glase und meiner Flasche getrunken, denn ich kann mich nicht besinnen, daß Du je ein Eigenthum dieser Art besessen!“

„Du hast Recht,“ entgegnete Schill, „und wozu sollte

ich eine Flasche mit mir führen, da jeder Reiter gern den letzten Tropfen mit mir theilt?"

Der Major von Schill, einer der gefeiertsten Helden jener Tage, setzte sich nieder, der Schein der schlechten Talgkerzen, welche auf dem Tische standen, fiel in das Gesicht des kühnen Parteigängers, der so wesentlich mitgewirkt hatte, Kolberg zu halten für den König und das preußische Volk, und mit Kolberg die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Das Gesicht Ferdinands von Schill zeigte männliche, feste Züge, die aber nichts Bedeutendes hatten, wie man so zu sagen pflegt; seine Augen hatten durchaus nicht den Adlerblick des Feldherrn, ja überhaupt nicht ein Mal den kühnen Ausdruck, der Soldaten so wohl ansteht, sondern im Gegentheil, es lag in ihnen eine schwärmerische Begeisterung, die sich aber weich und unklar, ziellos und schwankend aussprach. In dem halb schwärmerischen, halb scheuen Blick seiner Augen gab sich Schill's Wesen wirklich kund. Bis zum Tage von Jena ein unbedeutender Dragoner-Offizier von der Königin Regiment schien er in dem Unglück des Vaterlandes eine Energie und Begeisterung gefunden zu haben, die ihm sonst gerade sehr fern gewesen waren. Vor Kolberg hatte er sich als kühnen und glücklichen Parteigänger gezeigt, hatte eine Fülle von größern und kleinern Erfolgen erfochten und errungen, und hatte mit Hülfe gleichgesinnter Kameraden das Schill'sche Corps Infanterie und Cavallerie formirt, aus dem einige der besten Truppentheile der preußischen Armee hervorgegangen sind. Mehr als durch alles dieses hatte er dem Vaterlande dadurch genützt, daß er gleich nach der Niederlage, als Alles noch in Entsetzen

bebte und die Niedergeschlagenheit groß war, durch seine kühnen Kämpfe dem Volke zeigte, daß der Feind nicht unüberwindlich sei, daß noch Muth und Kraft lebe in der preußischen Armee, kurz, daß noch lange nicht Alles verloren.

Nach einer alten Erfahrung sind bei dem Volke aber gerade die Parteigänger, die Helden des kleinen Krieges, am berühmtesten, am geliebtesten, die persönliche Bravour, Umsicht, List und Hartnäckigkeit, für die der gemeine Mann an sich selbst wenigstens den Maßstab der Beurtheilung findet, erregen eine Sympathie in den Herzen, die niemals dem Feldherrn zu Theil wird, welcher die Schlachten denkt, die er Andere schlagen läßt. Schill erhob sich riesengroß, getragen von der Liebe, der Bewunderung und der Dankbarkeit des preußischen Volkes; hundert wunderbare Geschichten gingen um über ihn, vom Gerücht übertrieben und vergrößert, aber willig geglaubt, und als der Major von Schill, in zwei Jahren war der Dragoner-Lieutenant so weit avancirt, mit seinen Husaren einzog in Berlin, da war's ein wahrer Triumphzug, sein Name war in Aller Munde und die Hoffnungen, die man auf ihn baute, gingen in das Ungeheuerliche. Das aber war des braven und tapfern Reiters Verderben.

Schill war ein Mann voll Muth und Ehre, mit glänzenden Eigenschaften für den kleinen Krieg, durchaus kein Feldherr, noch viel weniger ein Politiker. Als Major und Commandeur eines ausgezeichneten Husaren-Regiments, als Ritter des Ordens pour le mérite, und von der geliebten Königin Louise noch besonders ausgezeichnet durch das Geschenk einer Brieftasche, die sie selbst gestickt und in die sie eigenhändig geschrieben: „Dem tapfern Herrn von

Schill, Louise," hatte der gute Degen das Ziel seines Ehrgeizes erreicht; er würde in diesen Verhältnissen jedenfalls noch aüsgezeichnete Dienste geleistet haben, aber schwerlich je über seine Stellung hinausgegangen sein, ohne den Enthusiasmus des Volkes, das kurz und gut von seinem Cavallerie-Säbel nichts Geringeres als die Befreiung Preußens und Deutschlands von dem drückenden Joch des französischen Kaisers eben so zuversichtlich erwartete als keck forderte.

Als Schill begriff, was seine Bewunderer und Verehrer von ihm erwarteten und forderten, stutzte er anfänglich und wich erschrocken zurück; er kannte sich selbst ziemlich gut; aber nach und nach ließ er sich die Rolle des Vaterlands-Befreiers und Erretters aufzwingen. Seine Beweggründe waren edler Art, er glaubte die Erwartungen, die das Volk von ihm hegte, nicht täuschen zu dürfen, und mit unklarer Schwärmerei redete er sich in eine Rolle hinein, der er nicht gewachsen war, wie er selbst fühlte und wußte. Gott hatte David erweckt, Goliath niederzuschmettern, so glaubte Schill, seine Mission sei, Napoleon niederzuwerfen und sein Riesen-Reich. Schill glaubte an seine Mission, aber er glaubte nicht fest daran, das Gefühl persönlicher Unzulänglichkeit wurde oft mächtig in ihm, und so ging er, fortwährend von seinen Freunden und Verehrern gedrängt, immer weiter auf dem Wege, dem Ziele zu, das ihm bestimmt war.

Der Frühling war nahe, Oesterreich hatte den Krieg erklärt, Tyrol war im Aufstande, der kühne Braunschweiger Herzog entfaltete das Welfenbanner in Böhmen, in Westphalen erhob sich der Freiherr von Dörnberg, in ganz

Nord-Deutschland gährte es gewaltig, die Engländer rüsteten eine Expedition gegen Holland, Schill, oder vielmehr Schill's nächste Freunde und Rathgeber hatten überall ihre Verbindungen, und die Patrioten glaubten, der Tag der Befreiung breche an. Sie hatten den Plan gefaßt, thätig einzugreifen. Oesterreichs Banner vorwärts gegen den Rhein, Schill sollte die Verbindung zwischen Braunschweig und Dörnberg in Westphalen herstellen. Die preußische Regierung war von Oesterreich aufgefordert worden, an dem Kriege gegen Napoleon Theil zu nehmen, der König hatte die Aufforderung abgelehnt, mit gutem Grunde, denn der Rest der Monarchie des großen Friedrich durfte erst dann auf's Spiel gesetzt werden, wenn man mit allen Mitteln, die zu verwenden waren, operiren konnte. Es war aber in Preußen noch nichts fertig und die letzten französischen Garnisonen kaum aus dem Lande abgezogen. Das wußten die Patrioten, die um Schill waren, sehr gut, sie verdachten auch der Regierung ihre Zurückhaltung nicht, aber sie wollten dem Könige und Preußen ihren Antheil an dem Siege, an den sie fest glaubten, sichern, indem sie ohne des Königs Wissen und Willen sich an dem Kampfe betheiligten. Sie waren überzeugt, daß der Erfolg und Schill's Name das Volk und dann die Regierung Preußens fortreißen würden.

Je näher der Tag der That kam, desto unruhiger wurde Schill; aber nicht der Gedanke bewegte sein Herz, daß er zum Kampfe gehe gegen den Kaiser von Frankreich und seine Macht, sondern der Königlich preußische Offizier in ihm sträubte sich gewaltig gegen den Gedanken, ohne Befehl Seiner Majestät des Königs auszurücken und

den Krieg zu beginnen. Die Berather Schill's waren meist keine Soldaten, sie begriffen daher die Scrupel kaum, die der Offizier mit Recht hegte, darum suchte der wackere Held so oft als möglich seinen alten Kameraden, den Lieutenant von Quistorp, auf, der verstand ihn mit seinen Scrupeln, der aber wußte auch diese Scrupel zu bannen, denn das kühne Soldatenherz dieses Mannes saß auf seiner Zunge, und er sagte dem Freunde geradezu: „Wir verdienen das Kriegsgericht und seinen Spruch, aber Alles für König und Vaterland; ich bin überzeugt, daß wir ohne den Befehl, aber nicht gegen den Willen des Königs handeln!"

Auch am heutigen Abend hatte Schill Quistorp gesucht; man hatte ihn in die Wohnung des Herrn von Wedell geschickt, und der gefeierte Held von Kolberg saß mit den mächtigen Plänen, deren Träger er halb und halb gegen seinen Willen war, auf dem hölzernen Stuhle und rauchte seine Pfeife, während er nach seiner Weise mehr hörte als sprach und mehr träumte als hörte.

Quistorp sagte zu Wedell: „Das begreif' ich denn doch nicht recht, warum Sie gerade in diesem öden Hinterhause wohnen, Herr von Wedell!"

„Ich kann Ihnen das Räthsel leicht lösen!" antwortete der junge Manu lächelnd, „der Besitzer des Hauses, ein braver Patriot, hat ein Dutzend arme Waisenknaben zu sich genommen, die in dem Elend der letzten Jahre untergegangen wären; um dem bejahrten Mann das Geschäft der Erziehung etwas zu erleichtern, habe ich das Commando der kleinen Colonie übernommen, und um meinen Zöglingen immer nahe zu sein, habe ich mich mitten unten ihnen einquartiert."

Schill reichte dem jungen Manne schweigend die Hand und drückte sie ihm kräftig.

Neben der Gemeinheit begann sich damals in Berlin ein Sinn treuer und kräftiger Nächstenliebe zu zeigen, der herrliche Früchte trug, dessen Segen noch heute nicht verloren ist.

Als Schill mit den beiden Husaren, die seine Mitstreiter vor Kolberg gewesen waren, das Quartier des edeln Herrn von Wedell verließ, faßte ihn Quistorp vertraulich unter den Arm und fragte leise: „Hast Du mir nichts zu sagen, Schill?"

„Nein, Bruder!" entgegnete der Major.

„Schill, Du weißt, was Du mir versprochen hast!"

„Ich werde es nicht vergessen!" antwortete Schill ernsthaft.

„Ich danke Dir, Freund," flüsterte Quistorp gerührt, „im Glück oder im Unglück; Sieg oder Verderben, ich bin sicher, mit Dir unsterblich zu werden!"

Schill blieb stehen an einer Straßenecke: „Freund!" sagte er ernst, „lieber ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende!"

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. Guthschmidt & Co. in Berlin, Lindenstraße 81.

Inhalt des dritten Bandes.

Hesekiel, George,

Graf d'Anethan d'Entragues historischer Roman

Bd.: 3. Band

Berlin 1861